Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1
37/20
8001 Zürich

44. Jahrgang Nr. 2 Mai 1966 Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30	Druck und Versand:	Inserate:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)	Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 3: 8. Juni 1966	Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Dr. H. Dütsch. Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Die Universität als geistiger Raum der Nation

»Das ist der Vorwurf, den ich den Studenten mache: dass sie ihr neuerworbenes Wissen nicht öffentlich verdauen, dass sie sich keine Mühe geben, es mit der Zeit, mit der heutigen Welt oder auch nur Schweiz, in Einklang, meinetwegen auch Vielklang zu bringen.« Und: »Warum kommen sie nicht, diese Mitglieder einer künftigen Elite, exponieren sich, hadern, pfeifen, rechten, fordern, zürnen . . .« Peter Höltschi, der diese Sätze in der »Zürcher Woche« (6. Mai 1966) geschrieben hat, zielt nach Richtigem, trifft aber weit daneben: Auch die Studenten – und nicht nur sie – haben die Möglichkeit eines sinnvollen Engagements in der gegenwärtigen Situation aus den Augen verloren. Warum? Ja, »Warum kommen sie nicht, pfeifen, rechten, . . .« Höltschi weiss die Antwort nicht. Nichtsdestotrotz fordert er politische Betriebsamkeit, die in leeres Krachschlagen unweigerlich ausarten muss, solange nicht Ideen und Utopien vorhanden sind, für die es sich wirklich lohnt, sich in die Schanze zu schlagen. Wo sind sie, diese Alternativen zum heutigen Zustand? Markus Kutters Beobachtung, obwohl vielzitiert, hat ihre Gültigkeit noch längst nicht verloren: »Die Utopien locken nicht mehr; das System legitimiert sich faute de mieux, es herrscht eine echte Ratlosigkeit.«

Eric Dreifuss, der Verfasser des folgenden Artikels (der übrigens schon vor dem genannten Züwo-Pamphlet vorlag), beginnt auch mit diesen ersten Ergebnissen einer Einsicht in die schweizerische, so ungemütlich behagliche Gegenwart, um dann die Frage nach der politischen Aufgabe und Verantwortung der Universität zu stellen, und danach zu überlegen, wie man ihrer Verantwortung gerecht werden soll und kann. Die Antworten, die er darauf gibt, sind auf höchst unangenehme Weise interessant, – das heisst, sie lassen Rücksicht auf Lethargie und Immobilismus zum Beispiel der Studenten nicht allzu stark gelten. Resignation hat keinen Platz, wenn es Zeit sein soll, neuen Ideen Raum zu schaffen. Nicht zuletzt an den Reaktionen auf diesen Artikel, wird sich erkennen lassen, ob uns die Zukunft diese Chance bietet.

Einen Weg, wie die Universität innerhalb des Staatswesens ihre Aufgaben erfüllen konnte, weist etwa Prof. Max Imboden in seinem Vortrag zum diesjährigen Dies Acedemicus der St.-Galler Handelshochschule (»Verfassungserneuerung als Weg in die Zukunft«, NZZ, 16. Mai 1966): Der Weg zur neuen Verfassung – Wie hat dieser Weg auszusehen? Am Anfang muss eine umfassende Bestandesaufnahme nicht nur der gegenwärtigen Probleme, sondern auch der früheren erfolglos gebliebenen Revisionsanläufe stehen, die viele wertvolle, zu Unrecht vergessene Gedanken enthalten. Die Erarbeitung der Lösungen setzt sodann voraus, dass die Juristen mit Modellen arbeiten und durch die überlegte Aneinanderreihung von Lösungsvarianten die Grundlagen für einen bewussten Entscheid schaffen. Diese Vorbereitung ist zunächst eine wissenschaftliche Aufgabe im vornehmsten Sinn des Wortes. Ein solches Werk, das den Rohstoff zur grossen Revision erarbeiten muss, übersteigt die Kraft eines Einzelnen. »Wer aber wäre eher berufen, diese grosse, aufbauende Arbeit zu tragen und damit an einer hohen Verantwortung für die Zukunft unseres Landes teilzuhaben, als die schweizerischen Hochschulen?« – Wir glauben Prof. Imboden nicht falsch zu verstehen, wenn wir meinen, dass er mit seiner Aufforderung Studenten und Dozenten, Forschende insgesamt ruft.

Wie die Redaktion erfahren hat, ist vom Kleinen Studentenrat der Universität (dem Eric Dreifuss angehört) eine grosse studentische Veranstaltung geplant, die, was im folgenden angetönt ist, vielleicht konkretisieren kann.

Die Redaktion

Nicht bloss sensible Gemüter verspüren die Unruhe, die sich seit einiger Zeit der Schweiz bemächtigt hat. Ein zuweilen leises, manchmal anschwellendes und dann wieder fast verstummendes Fragen geistert in unseren Zeitungen, durcheilt das Land; es ist die Frage nach unserem schweizerischen Standort, die Erkundung des Bodens, auf dem wir stehen, die stille Besorgnis, wir könnten den Boden verlieren unter den Füssen. Das Wort von dem »*Helvetischen Malaise*« macht die Runde. Viele machen sich Gedanken, die meisten bagatellisieren. Zaghaft dringt der Ruf nach Besinnung in ein scheinbar sorgloses, weil sorglos konsumierendes Volk. Stein des Anstosses ist bald die jüngste Vergangenheit, bald die Einsicht in die Erstarrung unseres politischen Lebens. Der Wille zur Bewältigung unserer jüngsten Vergangenheit scheint Volk und nationale Literatur überwältigt zu haben, man ist entsetzt über Professor Bonjours geheim bleibende Aufzeichnungen.

Zweifel werden laut an unserer Form der direkten Demokratie, die Volkswahl des Bundesrates wird diskutiert, man beklagt die Uniformität unserer Parteien. Professor Imboden spricht vom Verlust der Alternative, dem Urelement alles Politischen, und viele erwarten von einer Totalrevision unserer Bundesverfassung die politische Katharsis von Volk und Nation.

Ob keiner merkt und fühlt, woran's der Schweiz auch noch gebricht? Ich frage: Gehört zur politischen Existenz der Schweiz, und gerade der Schweiz, nicht auch der Begriff von einer »*Idee Schweiz*«? Wo ist das Geistige in der Schweiz, wo, zwischen Bergen, Banken und Seen?

Im geistigen Raum einer Nation steht die Universität

Aber nicht eine Insel darf sie sein, nicht isoliert von der Nation soll sie bleiben; sie soll ausstrahlen, sich verfiechten mit ihr, leiten, beleben. Nicht Politik soll sie betreiben, beileibe nicht, aber sie soll nie vergessen, wie eminent politisch sie dennoch ist und wirkt: »*In jeder geistigen Haltung ist das Politische latent.*« Thomas Mann hat es in Deutschland erfahren.

Wir verstehen diese Absenz der Idee als fehlende Ausstrahlungskraft sowohl nach innen als auch nach aussen, über die Grenze unseres Landes hinaus. Beschränken wir uns im folgenden auf die Frage, die vielleicht mit der *Aufgabe und Rolle der Schweiz in dieser Welt* umschrieben sei.

Es gab eine Zeit, da die Welt ihren Blick auf unser Land gerichtet hat, da die Schweiz in einem sehr positiven Sinne beispielhaften Charakter hatte. Die Zeit ist fast gelaufen.

Ein anderes nämlich geht neben der fehlenden Verflechtung von Geist, Idee und Nation einher: Wir scheinen einer gewissen *Verantwortung* verlustig zu gehen, sei es, weil unser Land die Aufgabe flieht, sei es, dass sich ganz einfach die Welt, in der wir stehen, gewandelt hat, die Verhältnisse anders geworden sind. Das lebendige Bemühen um die Gegenwart, das schöpferische Formen und Gestalten der Nation, scheint einer blossen *Verwaltungsarbeit* gewichen zu sein. Wir verwalten den Ruf, die älteste und am besten ausgebildete Demokratie zu sein, wir hüten mit eifriger Liebe das Image einer segensreichen Neutralität, und wir erinnern uns gerne daran, dass Henri Dunant ein Schweizer war. Wir laben uns am Glanz einer vergangenen Zeit und merken nicht, dass dieser Glanz ganz langsam und unbemerkt zu *Talmi-Glanz* geworden ist. Unser Land, einst Idee und Beispiel für die Welt, heisst heute St. Moritz, Kreditanstalt und Vierwaldstättersee – und viel, viel Sesselbahnen.

Indem wir konservieren, wandeln wir uns zum Museum, an dessen Spitze sieben Museumsdirektoren peinlich besorgt sind, dass nichts abhanden komme. Wir haben, so scheint's, Urlaub genommen von der Welt.

Die Schweiz ist just klein genug für eine grosse Leistung. Unsere Gedanken seien fern von jedem falschen und gefährlichen Sendungsbewusstsein, fern auch von allem »Gerne-Gross-Spiel« in der Politik der sogenannten Grossen. Wir könnten indes – es schmerzt, das missbrauchte Wort zu nennen – uns der Aufgabe des *Friedens* annehmen, wie Rolf R. Bigler das in der Weltwoche mit den pessimistischen Worten »Das Unmögliche versuchen« ausgerufen hat:

Wir könnten ein schweizerisches »Peace-Corps« gründen, von Studenten, mit Studenten; nicht für Amerika, nicht für Russland, nicht für die Schweiz – es wäre glaubhaft: für den Frieden. Man könnte eine Bewegung schaffen, eine Bewegung »Idee Schweiz«, mit Studenten und mit – Professoren.

Wir könnten unser Land zu einer *Stätte der Begegnung* gestalten, zu einem, wie Max Frisch sich sarkastisch geäussert hat, »Umschlagplatz nicht nur für Waffenschmuggel, sondern einem *Umschlagplatz für Ideen*«. Wir könnten versuchen, was die Geschichte bis heute nicht kennt, fast ganz jedem nationalen Egoismus zu entsangen. Wir könnten . . .

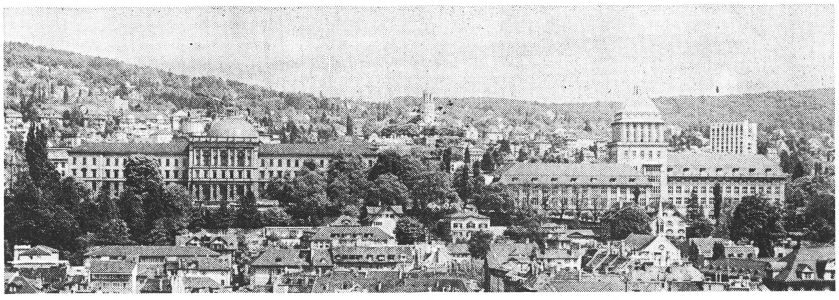
Die Kleinheit der Schweiz ist ihre Chance; die Welt kann in sie vertrauen, sie ernst nehmen, weil sie frei ist von jedem Verdacht, Machtpolitik im fadenscheinigen Mäntelchen humanistischer Bestrebungen betreiben zu wollen.

Es gilt, einer »*Idee Schweiz*« die Priorität vor der »*Organisation Schweiz*« einzuräumen. *Und ist nicht das eine Aufgabe der Universität, ihrer Dozenten – wie Studentenschaft, dies Vakuum im geistigen Raum der Nation zu füllen?* Darf sie, die Universität, das Feld dem sogenannten Nonkonformismus überlassen, der mit suspekter Waffe das Streitross sattelt, wo immer zu zerstören ist? Der immer grad bedenkenlos zur Revolution drängt, wo die Kontinuität durchaus möglich ist?

Jakob Burkhardt: *Glück ist »Abwesenheit des Schmerzes . . ., höchstens mit einem leisen Gefühl des Wachstums verbunden«.* Ich frage die Jugend und die Studenten der Schweiz, ob sie glücklich sind. Und ich stelle die »Abwesenheit des Schmerzes« fest, vielleicht weil sie das Glück hatten, nicht im Krieg oder in den Trümmern des Krieges aufgewachsen zu sein. Wie eine deutsche, eine französische Jugend und eine amerikanische Jugend, die heute in Vietnam steht. Aber ob die Jugend unseres Landes, ob der Student unserer Universität dies *Gefühl von Wachstum* hat, diese Ahnung von etwas Werdendem?

Die Universität ist mehr denn eine blosse Spenderin von Wissen; ihr Student ist mehr als ein blosser Empfänger von Wissen. Universität und Studentenschaft tragen eine Verantwortung im geistigen Raum der Nation.

Eric Dreifuss



Die Universität als geistiger Raum der Nation?

Die Hochschule — Sache des Bundes

Ein Nachwort zur Hochschuldebatte im Nationalrat

Anlässlich der kürzlichen Parlamentsdebatte im Nationalrat zur *Uebergangslösung für die Hochschulfinanzierung* hat *Nationalrat Dr. W. König* einmal mehr eine Rechnung vorgetragen, die unter seinem Namen bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Der Erziehungsdirektor des Kantons Zürich machte im wesentlichen geltend, dass es sich bei der vorgesehenen Bundeshilfe an die kantonalen Hochschulen nicht um eine echte Unterstützung handle, da diese Mittel ohnehin zu drei Vierteln durch die Hochschulkantone selbst aufgebracht werden müssten. Allein der reiche Kanton Zürich bestreitet erfahrungsgemäss rund einen Viertel der gesamten Bundeseinnahmen, erhält aber – nach dem für die Uebergangslösung vorgeschlagenen Verteilungsschlüssel – nur knapp 20% der ausgerichteten Subventionen. Das Ganze ist folglich, so lautet die Krönung dieses Gedankens, für den Kanton Zürich eindeutig ein Verlustgeschäft.

»Machen Sie sich von Ihrem kantonalen Kirchturm frei!« – Dies war die wenig schmeichelhafte Antwort, mit der *Nationalrat Prof. Max Weber* in der gleichen Debatte die zitierte Rechnung an den Absender zurückwies. Wer hat recht? – Man muss sich in der Tat genau überlegen, ob die grundsätzliche Annahme dieser Rechnung zulässig ist. Wäre es zulässig, zu argumentieren, der Kanton Zürich bestreite auch bei der Landesverteidigung einen Viertel der Kosten und müsste darum auch bei der Verteilung dieser Ausgaben im gleichen Masse berücksichtigt werden? Oder, auf ein anderes Beispiel übertragen: vom schweizerischen Nationalstrassennetz, das heute auf rund 1800 km geplant ist, »erhält« der Kanton Zürich nur etwas mehr als 100 km, also rund 6% – wo bleibt da die Gerechtigkeit?

Die Beispiele sprechen für sich selbst: Landesverteidigung und Nationalstrassenbau sind eindeutig *nationale Aufgaben*, deren Nutzen dem Land als Ganzem zugute kommt. Deshalb sind auch die Kosten dafür durch das Land als Ganzes, und nicht durch die Kantone nach irgendeinem Verteilungsschlüssel, zu tragen. Wenn nun aber heute festgestellt wird, der Ausbau der Hochschulen stelle eine nationale Aufgabe der Schweiz dar – und dazu noch eine solche von hoher Dringlichkeit – so ist eben auch die Finanzierung dieser Aufgabe im nationalen Rahmen zu suchen. Von »Verlusten« oder »Gewinnen« für einzelne Kantone zu sprechen, ist deshalb in diesem Zusammenhang völlig depliziert.

Es gibt Grund zur Annahme, dass Nationalrat und Regierungsrat König um die Fragwürdigkeit seiner Rechnung weiss. Jedenfalls erklärte er kürzlich einer Zürcher Tageszeitung: »Die Hauptsorgen der Zürcher in dieser Sache sind nicht finanzieller, sondern staatspolitischer Art.« Das gleiche Argument wiederholte er auch im Nationalrat. Was aber sind diese »*staatspolitischen*« Sorgen denn eigentlich?

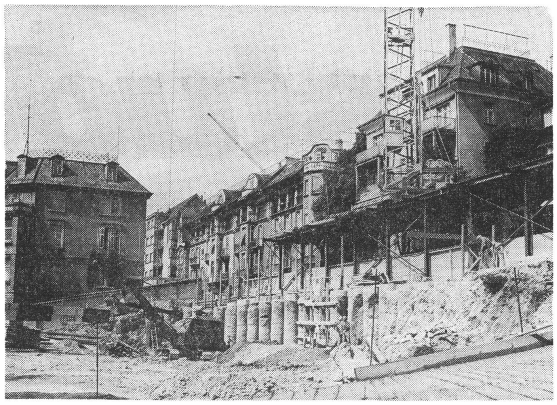
Es ist sehr schwer, auf diese Argumentation überhaupt einzugehen. Denn »*staatspolitische Gründe*« werden leider in der Schweiz nur allzuoft dann als letzte Rettung gebraucht, wenn man mit vernünftigen Argumenten am Ende ist und seinen Standpunkt von der festen Burg des Irrationalen aus zu verteidigen beginnt. Im Grunde genommen dürfte es hier um die Frage gehen, ob und wie weit heute das Hochschulwesen noch als Sache der Kantone betrachtet werden kann. Der zuversichtlichen Feststellung des Labhardt-Berichtes: »Auch in der Gegenwart bieten die Kantone den zur Entfaltung einer Hochschule geeigneten geistigen Raum« stehen mehr und mehr ernüchterte bis sarkastische Bemerkungen von kompetenten Persönlichkeiten gegenüber, welche nicht mehr an diese traditionelle Ordnung glauben. Es ist hier nicht der Platz, um auf diese Auseinandersetzung einzugehen. Hervorhebung verdient höchstens noch der Hinweis, dass die *Autonomie der Hochschulen* und die *Schulhoheit der Kantone* zwei verschiedene Dinge sind. Diese beiden Begriffe werden leider noch immer durcheinandergeworfen, und es war sicher nützlich, wenn *Prof. Walther Hofer* in seinem Votum eine deutliche Klarstellung vornahm. Resultat dieser Verwechslung bildet beispielsweise die immer wieder erneuerte und trotzdem falsche Behauptung, es würde einen Eingriff in die Freiheit von Lehre und Forschung bedeuten, wenn der Bund im Hochschulwesen nicht nur die Finanzierung, sondern auch einen Teil der politischen Kompetenzen übernehmen würde.

Die Frage der *Kompetenzausscheidung* zwischen Bund und Kantonen im Hochschulwesen ist, dem Willen der parlamentarischen Mehrheit entsprechend, für den Moment noch offen gelassen worden. Die Folge ist, zumindest für die Dauer der Uebergangslösung, eine reichlich unbehagliche Situation: Der Bund bezahlt, und die Kantone befehlen! Allerdings haben die Sprecher sämtlicher Parteien im Nationalrat versichert, dass diese Frage – zusammen mit dem Problem der Koordination – bei der Ausarbeitung der definitiven Regelung gründlich geprüft werden müsse. *Nationalrat König* schloss sich ausdrücklich der beruhigenden Versicherung an, dass diese Uebergangsregelung *kein Präjudiz für die Dauerlösung* bilde. Dies musste etwas überraschend tönen für denjenigen, welcher *Erziehungsdirektor* König anlässlich

Fortsetzung von Seite 1

der Herbsttagung der Zürcher Hochschulvereinigung in triumphierendem Tone verkünden hörte, die Kantone würden sich das, was sie bei dieser Uebergangslösung erreicht hätten, auch bei einer späteren, definitiven Regelung nicht mehr wegnehmen lassen!

Ueber alle sachlichen Differenzen hinweg muss ein grundsätzlicher Aspekt der kürzlichen Hochschuldebatte zu denken geben: sie stand ganz im Zeichen *kantonaler Interessenpolitik*. Nicht weniger als vier kantonale Regierungsräte, davon zwei Erziehungsdirektoren, waren massgebend an der Auseinandersetzung beteiligt! Dabei hatten sie selbstverständlich nichts anderes als die Interessen des eigenen Kantons im Auge. Der schüchterne Versuch, diesen Interessen mit einem Antrag entgegenzutreten, der wenigstens andeutungsweise ein Gesamtinteresse berücksichtigen wollte, vermochte gegen diese Phalanx der Interessen nicht aufzukommen. Wenn im Zusammenhang mit der Hochschulfrage von einem »staatspolitischen Problem« die Rede ist, dann liegt es, mit Verlaub gesagt, wohl nicht zuletzt hier. Erst einige Tage vor dieser Debatte waren die Erziehungsdirektoren der Hochschulkantone zusammengekommen, um in aller Eile ein »Koordinationsorgan« auf die Beine zu stellen, nachdem während Jahren und trotz aller Kritik in dieser Hinsicht überhaupt nichts geschah. Dies hinderte aber sehr viele Nationalräte nicht daran, sich zutiefst beeindruckt von diesen Fortschritten zu zeigen, ja sogar von einer völlig neuen Situation zu sprechen – ohne sich im mindesten lächerlich und an der Nase herumgeführt vorzukommen. Bei diesem und ähnlichen Manövern müssen einem doch einige Zweifel daran hochkommen, ob unsere politischen Institutionen in ihrer heutigen Zusammensetzung und bei ihrer gegenwärtigen Arbeitsweise überhaupt noch imstande sind, mit den Problemen unserer Zeit fertig zu werden. *Hanspeter Enderlin*



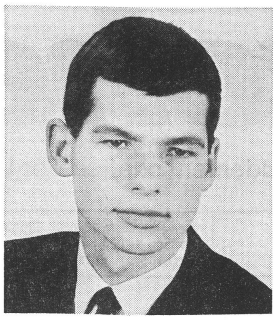
Die ETH: Zürichs grosser Bauplatz

Das ETH-Zentrum wird zum Grossbauplatz. In nächster Zeit soll im Hauptgebäude der Ausbau der Lichthöfe beginnen. Die Innenfenster werden zugemauert, um wenigstens zum Teil den Dreck abzuhalten und um ein klein wenig das Hämmern der Pressluftbohrer und das Knattern und Quietschen der Baumaschinen zu dämpfen. Die schöne alte »Tanne«, in letzter Zeit willkommener Wirkort der Kosta (Abbruch im kleinen) und tanzlustiger Studenten, muss abgebrochen werden. Bagger und Krane werden den Untergrund ausheben (es sollen sieben Untergeschosse entstehen), und dieselölqualmende Lastwagen werden zwischen dem üblichen Verkehr Berge von Dreck irgendwohin fahren und Tonnen von Kies zuführen. Als Drittes schliesslich wird in den nächsten Jahren das Naturwissenschaftliche Gebäude umgebaut werden. Der Lichthof soll in seinem unteren Teil Auditorien erhalten und die ganze Dachregion aufgestockt werden.

An einem neuen Versorgungskanal des Hauptgebäudes vom Zentralheizwerk aus wird bereits längere Zeit gebaut. Und wer hat nicht schon einmal ganz insgeheim geflucht, wenn auf dem verschmälerten Weg zum Studentenheim zwei Lastwagen und vier Personenautos jämmerlich hupten unter dem Lärm von Rammböcken oder dem Hämmern von Pressluftbohrern, während trotz allem hörbar irgendwo im Innersten ein Magen knurrte? Es ist wahrscheinlich nur ein Anfang, ein Anfang für Jahre. Was wir Studenten dazu leisten können, ist einzig, Geduld und Verständnis haben, sehr viel Verständnis sogar, meinte der Baukoordinator der ETH, Herr Maag, der letzten Dienstag zusammen mit Prof. Geisendorf in einem Lichtbildervortrag über den Ausbau referierte.

In der nächsten Nummer des zs werden wir übrigens die Ausbauvorhaben der ETH für die folgenden Jahre eingehender kommentieren. Red.

Neu im VSETH ...



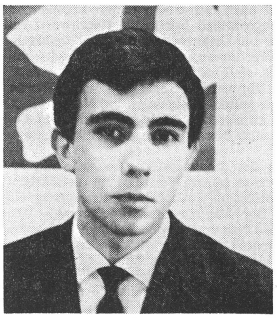
Andreas Oschwald

Bildungsweg: 5 Jahre Gemeindeschule, 4 Jahre Bezirksschule in Baden, 3½ Jahre OR in Aarau mit Abschluss Matura C, Aufstieg ins Poly (Untergang meint er!) Abt. IV/4.

Sprachen: Deutsch, Französisch, Englisch (Ital. nur durch entsprechende Ambiance!)

Hobby: Sportfliegen, Skifahren, Schwimmen im Verschiedensten (er ist ja Polyaner); Graphik und Innenarchitektur; Musikliebhaber von Folklore und Spirituals sowie Klassik; Oberbögg beim Fastnachten; fährt Auto, wobei er Verhandlungsgeschick im »Bussenmärten« hat.

Wunschtraum: Den Schnellzug durchs Poly zu erwischen, damit er so rasch wie möglich fertig wird und ins Ausland kann.



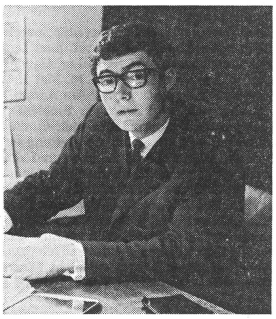
Roger Lavadec, geboren 1946 in einem Vorort von Paris. Er machte dort das Baccalauréat und lebt nun seit zweieinhalb Jahren zur Hauptsache in der schönen Schweiz. Er studiert Elektrotechnik im vierten Semester und wird als »Mann von Weltstadt« unsere Kultur erheblich fördern können.

... und in der Redaktion

Sabine ist seit Semesteranfang unsere neue Sekretärin. Leider hat die »heissgeliebte« Pussicat, unsere frühere Sekretärin, die Redaktion überraschend schnell verlassen und ist nach Basel zurückgekehrt. Doch hat uns Sabine (Erklärung siehe Bild) den schmerzvollen Abschied wesentlich erleichtert, obwohl sie anfänglich von unserem »Grossbetrieb« nicht ganz überzeugt war und Briefmarken sparsam in Einzelexemplaren einkaufte. Inzwischen hat sie aber längst die Redaktoren samt und sonders betört.

NB: Wir möchten alle Interessenten mit Nachdruck davor warnen, den Platzmangel in der Redaktion noch zu vergrössern.

Nach langer Suche haben wir auch einen neuen Polyredaktor gefunden. Der Unglückliche (wir müssen ja wissen, was ihn erwartet) heisst Urs Rüegg und studiert Naturwissenschaften im zweiten Semester. Sein Alter dürfen wir – aus privatesten Gründen – leider nicht bekanntgeben. Immerhin sei verraten, dass er auch nach vielen Jahren mühseliger und erfolgreicher Redaktorenarbeit noch blutjung die Redaktion verlassen wird.



Wo sind Mitarbeiter?

Kaum hat Hans-Peter Nadig den Präsidentensessel im VSETH einer ersten Belastungsprobe unterzogen – der arme Stuhl ist trotz allem noch ganz –, so sieht er sich bereits vor Problemen, die mit aller Schärfe zeigen, dass unsere Studentenschaft den Aufgaben, die sich ihr heute stellen, noch nicht gewachsen ist. Es soll in den folgenden Nummern des »Zürcher Studenten« versucht werden, die Gründe aufzuzeigen, warum wir mehr leisten müssen und warum wir das in der jetzigen Situation nicht leisten können, was von uns erwartet wird. Es wird den vollen Einsatz, sehr viel Mut und ein hohes Verantwortungsbewusstsein der Polystudenten verlangen, aus dieser Zwickmühle herauszukommen – aber eine Alternative sehen wir nicht.

Heute sollen indessen nur stichwortartig ein paar Quadersteine aus dem Berg von Arbeiten für den VSETH umrissen werden:

Die Verhandlungen um die Studentensiedlung Hönggerberg sind in eine entscheidende Phase getreten. Der VSETH hat engen Kontakt mit allen Verhandlungspartnern aufgenommen: Bei Schul-, Bundes- und Baubehörden, aber auch beim Stadtpräsidenten und Vertretern des Regierungsrates wird vom VSETH auf die Dringlichkeit hingewiesen. Von namhafter Seite wird der Vorschlag gebracht, der VSETH (!) oder die Woko (?) solle die Bauherrschaft übernehmen. Vom VSETH wird eine klare Stellungnahme erwartet, wie er sich die Verwaltung der Siedlung vorstellt. Eine sachliche, fundierte Mitarbeit z. B. für die Einrichtung der Zimmer ist selbstverständlich.

Den studentischen Organisationen kommt im Polyleben eine bestimmte Funktion zu. Dafür brauchen sie Büro- und Arbeitsräume. Der Platzbedarf und der Umfang der Organisationen in rund zehn Jahren (SAB mit Selbstbedienungsladen und Bücherantiquariat z. B.) ist abzuschätzen, und ein Raumprogramm muss an den Schulrat eingereicht werden, damit wir jetzt in der Planung von ETH-Ausbau und Mensa-Neubau berücksichtigt werden können.

Für ein mögliches Studentenfoyer sind Organisationspläne und Einrichtungen sowie die Finanzierung zu überlegen.

Die neue Mensa wie auch die verschiedenen Bars lassen noch einige Zeit auf sich warten. Kann der VSETH für eine Uebergangslösung in den nächsten paar Jahren sorgen?

Ein Zyklus von interdisziplinären Vorlesungen (eine rein studentische Initiative!) wurde zwar vom Schulrat auf den Herbst 1966 beschlossen, die allgemeinen Reformbestrebungen an der Abt. XII A drohen aber in der Bürokratie zu ersticken. Eine Konfrontation der verschiedenen Ansichten – etwa in einem Podiumsgespräch zwischen Dozenten – könnte die Sache einen Schritt vorwärts bringen. Dies verlangt aber gründliche Vorbereitung und intensives Studium ausländischer Beispiele.

Der Polen- und Tschechenaustausch muss jetzt im Detail organisiert werden. Bitte schleunigst anmelden!

Die Information der Studenten soll weiterhin verbessert werden. Der neue Studentenführer ist ein Mittel dazu.

Die VSS-GV mit dem wichtigen Traktandum »Koordination der schweizerischen Hochschulen« muss vorbereitet werden

★

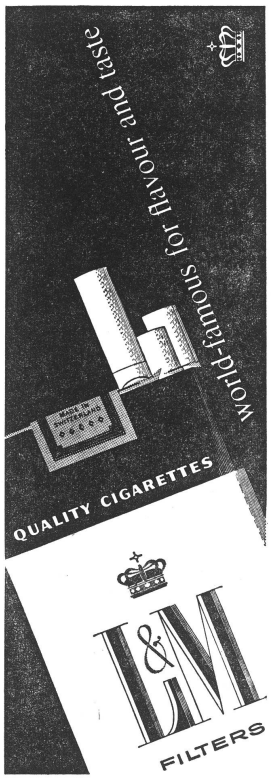
Alle diese Aufgaben – neben der Administration (DC!) und der Interessenvertretung, resp. Mitarbeit in gut drei Dutzend verschiedenen Gremien, in denen wir direkt beteiligt sind – verlangen vom VSETH-Vorstand einen Arbeitseinsatz, der von ihm allein kaum bewältigt werden kann. Alle Kommissionen, aber auch alle Vizepräsidenten sind äusserst dankbar, wenn sich ihnen Mitarbeiter zur Verfügung stellen. Es ist die schönste Anerkennung ihres Einsatzes zum Wohl der Gesamtstudentenschaft, wenn sie Unterstützung und Hilfe erhalten! *–SP–*

Bericht vom DC

Am 18. Mai fand der Delegiertenkonvent (für alle, welche es nicht wissen: die offizielle Legislative der Studenten am Poly) im Auditorium III statt. Der traditionelle Eröffnungskantus liess an Tonumfang einiges vermissen. Er war vom VSETH-Vorstand vorgeschlagen worden, wurde vom DC stillschweigend akzeptiert und ebenso stillschweigend wieder dem Vorstand zur Ausführung überlassen. Notwendigerweise tönte er eher kläglich, obwohl der Präsident und seine Getreuen ihr Letztes hergaben, doch, so scheint es mir, recht typisch für die ganze nachfolgende Verhandlung.

Die Informationen über die Tätigkeit des Vorstandes am Schluss des DC wurden nämlich nicht nur im Interesse Oskar Hugentoblers, dessen Studentenkalender vielleicht doch noch einmal als Raritäten auf dem Schwarzmarkt erhältlich sein werden, und auch nicht nur wegen des Frauenvereins, der mit dem Nachtessen wartete, so schnell abgebrochen, sondern eher, so schien es, weil männiglich einfach sehr müde war. Das Interessante war offenbar vorbei, nämlich der gute Witz der Kosta, welche ihr neues Mitglied in einem Käfig (eben eingefangen!) vor die Versammlung brachte, oder die Kampfwahl für ein neues Vorstandsmitglied, welche immerhin zeigte, dass die DC-Mitglieder noch gewisse Ueberlegungen anstellen, wenn sie sich selbst in einem höheren Gremium vertreten lassen. Der Beitrag an die Stiftung des WUS (World University Service), der Antrag über die subsidiäre Entschädigung und die Statutenänderung des Naturwissenschaftlichen Vereins wurden anstandslos untergebracht.

Adolph der Zweite konnte leider am Schluss nicht vergeben werden. Normalerweise fällt er dem DC-Mitglied zu, welches das dümmste Votum formuliert hat. Da es während des ganzen DC aber nur ungefähr eines gab, ein dummes, reichte es weder zum dümmeren noch zum dümmsten. *xa*



THEATER am HECHTPLATZ

1. bis 26. Juni 1966
jeden Mittwoch bis Sonntag
Festival
»One Man Shows«
Kabarettistische, literarische und musikalische Ueberraschungen aus 6 Ländern
Catherine Sauvage, Paris (1. und 3. 6.), **Larry Adler**, London (2. und 4. 6.), **Helen Vita**, Berlin (5. und 12. 6.), **Werner Finck** München (8. und 9. 6.), **Hanns Dieter Hüsch**, **Mainz** (10. 6.), **Milly Monti**, Rom 11. 6.), **Seth Gaaikema**, Holland (15. 6.), **Jean Ber**, Genf (16. 6.), **Alfred Rasser**, Basel (17. 6.), **Ursula Herking**, München (18. und 19. 6.), **Gerhard Lenssen**, Bad König (22. 6.), **Franz Hohler**, Zürich (23. 6.), **Jürgen von Manger**, Herne (24. und 25. 6.)
Vorverkauf täglich 15—19 h Tel. 34 32 34
Studenten mit Legi an der Abendkasse starke Ermässigung (solange Vorrat!)

MIZ

MIZ Abt. III Spezialkurse

Bewährte Spezialkurse für die Vorbereitung von **Vordiplomprüfungen**
Bisher bekannt als **Holliger-Kurse**

Mathematik I und II
Angewandte Mathematik
Vektorrechnung inkl. Lineare Algebra und Analytische Geometrie
Darstellende Geometrie
Lineare Algebra

Beginn 13. Juni 1966, in eigenem Hörsaal
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich
Direktion: Hermann Holliger
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz
Josefstrasse 92, **8005 Zürich,** Tel. (051) 44 83 35

Kritik an Professoren: Fragen und Beispiele

Professoren und Studenten als Team

Dass die vielbesprochene Gemeinschaft von Lehrern und Lernenden seit Humboldts Zeiten Modifikationen erhalten hat, dürfte unbestritten sein; die Frage jedoch ist, ob sie überhaupt noch besteht. Einen Weg, sie wiederherzustellen (wir sprachen in der letzten Nummer des ZS davon), meinten die Berliner Studenten in der *kritischen Rezension von Lehrveranstaltungen* zu finden. – Der Weg führte in eine Sackgasse: Was von den Studenten als *Beitrag zum Wissenschaftsprozess* verstanden sein wollte, empfanden die Professoren lediglich als Provokation und reagierten nun auf studentische Annäherungsversuche ungnädiger denn je. In der Tat, der Versuch, die professoralen Bemühungen um die Wissenschaft von einem Studenten öffentlich benoten zu lassen, hat einen leicht peinlichen Beigeschmack, denn *in der Praxis* scheinen joviales Beifallklatschen oder anmassender Verrisss die beiden einzigen Möglichkeiten.

Wenn auch das Vorgehen der Berliner Studenten nicht als massgebendes Beispiel gewertet werden kann, besteht die eigentliche Frage dennoch:

Wie kann im Rahmen der heutigen Universität der von Humboldt im Namen der Wissenschaft postulierten Pflicht des Studenten, seine Professoren zu befragen, zu bezweifeln und zu kritisieren, nachgekommen werden?

Die Fragestellung weist in den Bereich, woher die Antwort kommen muss: Es geht um eine Besinnung auf die Gestalt der jetzigen Universität überhaupt. Daher wird klar, dass ein Versuch, wie er in Berlin gewagt worden ist, nur scheitern kann, denn aus der anonymen Veröffentlichung einer »Professorenkritik« in der Studentenzeitung wird nie ein »sokratischer Dialog« über einen Gegenstand der Wissenschaft entstehen, weil mit einer solchen Publikation die grundsätzlichen Schwierigkeiten, die das Gespräch vorher verhindert haben, keineswegs weggeräumt worden sind. (Die Anonymität der bislang im »FU-Spiegel« erschienenen Rezensionen ist ein Zeichen dafür: Wie soll ein Gespräch möglich sein, wenn der eine Partner vor dem andern sich versteckt oder – schlimmer – sich verstecken muss?) So besehen, ist allerdings zu überlegen, was denn das Ziel solcher Artikel noch sein kann: Etwa einem Professor zu bestätigen, er sei schlecht? – Was nützt das. Oder will man innerhalb der Professorenschaft einen Wettbewerb um möglichst gute Beurteilung in der Studentenzeitung entfesseln . . .

Als wir im letzten »Zürcher Studenten« den Bericht über die Vorkommnisse in Berlin abdruckten, geschah es, neben dem Wunsch speziell zu informieren, durchaus in der Absicht, eine Diskussion darüber zu eröffnen, ob Aehnliches auch in Zürich begonnen werden soll. Wir erhofften Echo, und es kam. Dabei mussten wir rasch lernen (die obigen Bemerkungen zeugen davon), *dass es vorerst viel sinnvoller ist, anstatt nach der Beteiligung der Studenten am Wissenschaftsprozess nach ihrer Mitarbeit bei der Vermittlung des Lehrstoffes zu fragen.* Das scheint ein Problem, das vor allem die Naturwissenschaftler angeht. Auf alle Fälle erhielten wir von ihnen die ersten Beispiele, sich mit ihm auseinanderzusetzen: Andreas Gut, Fakultätspräsident der Vorkliniker, erläutert auf dieser Seite den Versuch, einen Fragebogen zum Medizinstudium in den unteren Semestern herauszugeben. Was in seiner Fakultät und in einigen Abteilungen des Poly unternommen wird, könnte wirklich ein Vorbild für die Zusammenarbeit von Studenten und Dozenten abgeben. Und über der Frage nach der Vermittlung des Lehrstoffes entstünde dann vielleicht die Diskussion des Verhältnisses von Lehrer und Lernenden überhaupt, die mit dem Abdruck von Vorlesungskritiken im »Zürcher Studenten« mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht ihre Lösung findet.

Unsere Absicht ist es, im Vergleich von Berliner Versuch mit hiesigen Bestrebungen eine erste Diskussionsgrundlage zu schaffen, Abteilungen und Fakultäten zum Ueberdenken ihrer Beziehungen zu den Lehrern anzuregen und vor allem die Professoren zu bitten, ihre Vorschläge für eine niemanden kompromittierende Lösung zu machen.

Die Redaktion

Ein richtungweisendes Beispiel der Vorkliniker

Die Mediziner der unteren Semester führen gegenwärtig eine Umfrage durch, welche die Meinung der Studenten zu einzelnen Vorlesungen und Kursen abklären soll. Die Resultate der Umfrage sollen als Grundlage für Diskussionen dienen, in denen der Vorstand den Professoren Vorschläge unterbreitet und wenn nötig auch auf möglichst taktvolle Art Kritik anbringt.

Die Rezensionen der Berliner Studenten sind auf heftigen Widerstand gestossen. Der Gedanke aber, dass die Studenten bei der Gestaltung von »Lehrveranstaltungen« mitarbeiten sollen, scheint uns jedoch sehr gut. In einer Zeit, wo man überall vom Rationalisieren spricht, ist es kaum einzusehen, weshalb an der Hochschule Hunderte von Stunden unnütz vertan werden sollen. Leider geschieht das aber täglich: Eine Vorlesung vor 200 Studenten, in welcher lediglich wiederholt wird, was ein anderer Dozent kurz vorher vor dem gleichen Auditorium vorgetragen hat, ist ein Verschleiss von Zeit und Kraft, der uns nicht verantwortbar scheint. Auch eine Vorlesung, die nur für einige Genies verständlich ist, hat wenig Sinn.

Die Situation der Mediziner vor dem ersten Prope:

Während der ersten beiden Semester hören sie noch keine medizinischen Vorlesungen, sondern Botanik, Zoologie, Physik und Chemie an der Fakultät phil. II (als Fremdarbeiter!). Vielen fehlt leider das Interesse für diese Fächer, und so werden viele Vorlesungen zu »Muss-Vorlesungen«. Daher scheint es uns besonders wichtig, dass diese gut gehalten werden, dass der Stoff soweit wie möglich auf die Mediziner zugeschnitten wird und dass möglichst wenig Doppelspurigkeiten vorkommen.

Warum ein Fragebogen?

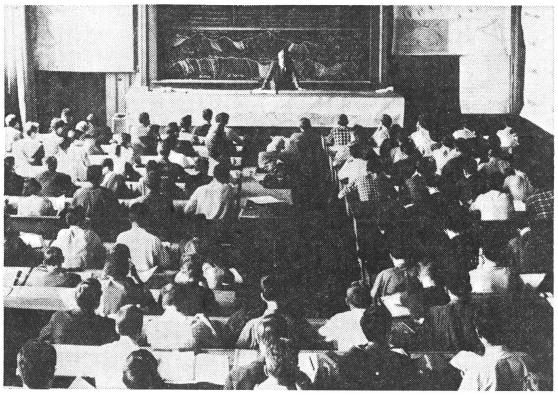
In der letzten Fakultätsversammlung fielen verschiedene Vorschläge, wie das Studium in den ersten beiden Semestern besser gestaltet werden könnte. Da es sich sofort zeigte, dass es über die einzelnen Fragen verschiedene Ansichten gab, wurde der Vorstand beauftragt, die Meinung einer möglichst breiten Schicht von Vorklinikern zu den einzelnen Problemen mittels eines Fragebogens festzustellen.

Wie wurden die Fragen zusammengestellt?

Noch Ende des Wintersemesters machten wir die Hauptdozenten der vier genannten Institute (soweit wir sie erreichen konnten) auf unser Vorhaben aufmerksam und luden sie ein, bei der Gestaltung des Fragebogens auch selbst mitzuarbeiten. Anfangs Sommersemester verteilten wir dann einen sog. Vorfragebogen (ein leeres Blatt) an die Vorkliniker mit der Bitte, »diskussionswürdige Verbesserungsvorschläge sowie andere Gedanken zu einzelnen Vorlesungen, Kursen zum Stundenplan oder sonst zum vorklinischen Studium« zu notieren und uns abzugeben. Damit wollten wir abklären, wo die Probleme vor allem liegen, da es weder sinnvoll noch durchführbar ist, sämtliche Vorlesungen meinungsforschend zu analysieren. Es stellte sich dabei heraus, dass beispielsweise die Zoologie von niemandem kritisiert wurde, während andere Vorlesungen fast in jeder Antwort erwähnt wurden. Nachdem wir so die Wünsche der Studenten zusammengetragen hatten, sprachen wir mit unseren Hauptdozenten eingehend darüber. Dabei hüteten wir uns aber vorläufig noch, die Wünsche bereits als solche anzubringen, da sie ja von einzelnen stammten und sich teilweise auch widersprachen. Wir wollten lediglich abklären, welche Ideen überhaupt Erfolgschancen hätten und ob die betreffenden Dozenten selbst Aenderungen vorzuschlagen hätten. Dabei fiel uns auf, dass sich unsere Lehrer keineswegs über das Vorhaben ärgerten, sondern daran sogar sehr interessiert waren. Sie forderten uns auf, unsere Meinung offen zu sagen und auch sie selbst ruhig zu kritisieren. Ein Professor betonte, dass es sehr falsch sei, zu meinen, die Stimme der Studenten sei bisher nicht angehört oder angenommen worden, vielmehr habe sie bis jetzt weitgehend gefehlt. In diesen Gesprächen legen wir den endgültigen Fragebogen in grossen Zügen fest, wobei es uns natürlich überlassen blieb, noch andere Fragen zu stellen. Wir fügten noch Abschnitte hinzu über die Aufgaben des Vorklinikervorstandes, den obligatorischen Krankenpflegekurs, die Prüfungsart am ersten Prope und anderes mehr und verteilten den fertig gedruckten Fragebogen (drei Wochen nach Semesterbeginn) an die Studenten.

Inhalt des Fragebogens:

Es würde zu weit führen und wäre vor allem langweilig, den ganzen Fragebogen hier abzudrucken; wir möchten nur einige Fragen in leicht gekürzter Form *als Beispiele* herausgreifen:



Der Monolog

Botanik-Kurs:

- Bist du vom botanischen Kurs befriedigt? ja – teilweise – nein
- Möchtest du dort auch anspruchsvollere Versuche durchführen? ja – nein
- Wenn ja:
- pflanzenphysiologische ja – nein
- mikrobiologische ja – nein
- Wärest du bereit, eine Semesterstunde Botanikkurs mehr zu besuchen, wenn der Kurs anspruchsvoller wäre und diese Stunde andernorts (z. B. Mikrobiologie oder Gift- und Heilpflanzen) gestrichen würde? ja – nein
- Sollte man den botanischen Kurs überhaupt weglassen? ja – nein

Botanik-Vorlesungen:

- Welche Kapitel der Botanik-Vorlesung scheinen dir für Mediziner überflüssig?
- Welche sollten nicht mehr ausgeführt werden?

Physikübungen:

- Wie viele Stunden brauchst du pro Woche für die Physikübungen?
- Wieviel Prozent dieser Zeit scheinen dir produktiv angewendet (Abschreiben etc.)?
- Kann dein Assistent gut erklären?
- Profitierst du von den Physikübungen: sehr viel/viel/etwas/nichts?
- Sollten sie, damit du optimal davon profitieren könntest: schwerer/so/etwas leichter/viel leichter sein als jetzt?

Chemie:

- Scheint dir die Vorlesung in anorganischer Chemie a) stofflich, b) zeitlich: ungenügend/richtig/zu ausführlich?
- Wieviel Prozent des Vorlesungsstoffes waren dir bereits aus der Mittelschule bekannt?
- Gleiche Frage für organische Chemie.

Meist geht aus der Frage hervor, was für Schlüsse aus der Antwort gezogen werden können. Mit den letzten beiden zitierten Fragen möchten wir beispielsweise untersuchen, ob nicht eine Kürzung der anorganischen zugunsten der (für Mediziner wichtigen!) organischen Chemie vorgenommen werden sollte.

Es ist klar, dass bei vielen Fragen nur derjenige eine gültige Antwort geben kann, der den betreffenden Studienabschnitt schon hinter sich hat. Das wird bei der Auswertung selbstverständlich berücksichtigt. Leider bringt es ein solcher Fragebogen, der an einzelnen Stellen direkt oder indirekt auch nach den didaktischen Fähigkeiten eines Professors oder Assistenten fragt, mit sich, dass bestimmte Resultate gegen einen solchen Lehrer sprechen können. Um hier (im Sinne einer Rationalisierung) Missstände zu beheben, wird man eine verantwortbare Lösung suchen müssen.

Wie geht es nun weiter?

Die Auswertung des Fragebogens ist bereits (ohne Computer) im Gang, und beim Erscheinen dieses »Zürcher Studenten« wird sie hoffentlich abgeschlossen sein. Nachher müssen die Zahlen interpretiert werden, und es wird dann eine Frage des Taktes sein, wie wir unsere Kritik und unsere Forderungen anbringen werden. Auf keinen Fall scheint es uns zweckmässig, sie zu veröffentlichen oder gar zu publizieren, bevor wir mit den betreffenden Dozenten persönlich gesprochen haben. Ob sich aufgrund unserer Bemühungen etwas ändern wird, ist noch nicht sicher; wir hoffen es aber, und nach den Gesprächen mit unseren Hauptdozenten sicher nicht ohne Grund.

Andres Gut, Vorklinikerpräsident

Professoren in der Schule

In der letzten Zeit wurde viel über die Hochschulen von morgen diskutiert. Ob unser Vorlesungsbetrieb, der immerhin einige Jahrhunderte alt ist, noch taugt, um die zum Teil vollkommen neuen Erkenntnisse der letzten Jahre zu vermitteln, ist mindestens fragwürdig.

Kontakt zwischen Dozenten und Studenten
kleinere Ausbildungsgruppen
mehr Seminare
Trennung in Grundausbildung und »Post-graduate-Studium«
Arbeitsüberlastung der Dozenten
Bildungsaufgabe der Hochschulen

Dies sind alles wichtige Themen dieser Diskussionen. Ein Hauptproblem dabei ist, dass solche Neuerungen sehr langsam vor sich gehen und meistens auch beträchtliche finanzielle Mittel erfordern. Ich möchte das Problem einmal von einer ganz andern Seite angehen.

Ausbildung in der Privatwirtschaft

Seit einiger Zeit gibt es in privaten Betrieben »Ausbildungsabteilungen«. Eine Ausbildungsstunde, an der 10 Mitarbeiter teilnehmen, kostet dort rund 300 Fr. Also sagt man sich: Die Teilnehmer müssen in einer Stunde so viel lernen, dass sie, bis sie das Gelernte wieder vergessen haben, der Firma für mindestens 300 Fr. Mehrverdienst bringen. Verantwortlich dafür ist der Ausbildungsleiter. Die Ausrede »Die Leute sind schlecht« zählt nicht; die Leute sind wie sie sind, die Ausbildung hat sich danach zu richten.

Eine genaue Rechnung zeigt, dass die Vorbereitungszeit des »Lehrers« verhältnismässig billig ist. Also muss man hier ansetzen, um den Wirkungsgrad des investierten Geldes zu verbessern.

Auf Grund harter »Erfolgskontrollen« hat sich ergeben: Wenn der Ausbildner das Sachgebiet beherrscht und genau weiss, was er bringen muss, braucht er noch mindestens 2 bis 3 Stunden Vorbereitungszeit pro Ausbildungsstunde.

Ausbildung wird zunächst auf höheren Stufen betrieben, denn wenn eine Abteilung nicht richtig läuft, d. h. die Mitarbeiter ihre Aufgabe nicht richtig erfüllen, muss man . . . ihren Chef besser ausbilden.

Moderne Ausbildung und akademische Freiheit

Grundsätzlich sind die modernen Erfahrungen der Privatwirtschaft auch auf eine Hochschule übertragbar. Allerdings kommt man dabei sofort mit der »akademischen Freiheit« in Konflikt. Doch unter »akademischer Freiheit« verstand man ursprünglich vor allem, dass Dozenten und Studenten frei wählen konnten, welche Vorlesungen sie halten resp. besuchen wollten. Diese Freiheit ist insbesondere an der ETH ohnehin kaum mehr vorhanden. Die (im allgemeinen sehr guten) Normalstudienpläne lassen nur noch geringen Spielraum.

Doch wie dem auch sei, wenn ein Dozent sich schon entschlossen hat, eine Vorlesung zu halten, und Studenten ihm zuhören, darf man sicher erwarten, dass die Vorlesung auch gut, d. h. verständlich und lehrreich ist. Dies bedeutet keine Beeinträchtigung der akademischen Freiheit.

Ein Vergleich zwischen den Ausbildungsmethoden in der Privatwirtschaft und jenen z. B. an der ETH zeigt, dass (gelinde ausgedrückt) an der ETH noch einiges verbessert werden könnte.

An der »Freien Universität Berlin« werden Vorlesungen wie Theaterstücke von den Studenten kritisiert. Die »akademische Freiheit« ist dabei bestens gewahrt. Doch ob es sinnvoll ist, mit diesem Druckmittel Professoren zu besseren Vorlesungen zu zwingen, möchte ich nicht diskutieren, die Erfahrungen der FUB sprechen eher dagegen.

Ich möchte hier in aller Bescheidenheit ein paar Anregungen aus der Sicht des Studenten geben, kleine Tips, die ohne besonderen Aufwand ab morgen in der ETH realisierbar sind. Zweifellos könnten sie einiges beitragen, um den allgemeinen Studienbetrieb zu verbessern. Die meisten dieser Vorschläge habe ich irgendwo in einer Vorlesung oder in der Privatwirtschaft schon realisiert gesehen.

Aufbau der Vorlesungen

Die Vorlesungen sollten so gestaltet sein, dass der Student sie versteht und sich auch später wieder darin zurechtfindet. Sein Manuskript sollte als Unterlage für die Prüfungsvorbereitung dienen können.

Wie der Dozent den betreffenden Stoff in der Vorlesung bringen will, sollte er sich überlegen, bevor er den Hörsaal betritt.

Ein Inhaltsverzeichnis der Vorlesung, am Anfang des Semesters abgegeben, ermöglicht dem Studenten, den Stoff besser in den allgemeinen Zusammenhang zu stellen.

Eine Gliederung der Vorlesung in klare, numerierte Kapitel und Unterabschnitte ist unerlässlich. Die Nummern sollte der Dozent selbst wissen, sonst stimmen sie nie.

Gedruckte Vorlesungen werden, falls vorhanden, von fast allen Studenten gekauft, womit das Bedürfnis genügend nachgewiesen ist. (In geisteswissenschaftlichen Fächern mag das anders sein.)

Literaturangaben, die 200 Bücher anführen, können in bestimmten Momenten wertvoll sein. Doch warum kann ein Dozent nicht sagen: »Lesen Sie bis zur nächsten Stunde im Buch A die Seiten B bis C, das Buch kostet Fr. D und ist in der Buchhandlung E vorrätig«? Ueberhaupt, warum kann man nicht ein bestimmtes Buch als Arbeitsgrundlage für eine Vorlesung verwenden?

Immer gleiche Symbole für die gleichen physikalischen Grössen zu verwenden sollte mit einiger Vorbereitung während eines Semesters möglich sein.

Tabellen, Kurven, Listen (mit Formeln, Konstanten, Mass-Systemen etc.) anzuzeichnen oder zu projizieren, ist sicher hilfreich. Doch mit wenig Aufwand könnten sie vervielfältigt und den Studenten abgegeben werden.

Eine kurze Wiederholung des Stoffes der vorangehenden Stunde mit den wichtigsten Ergebnissen sollte mindestens an die Tafel geschrieben, wenn nicht ebenfalls vervielfältigt abgegeben werden. Ebenso könnte man gerechnete Beispiele verteilen, ohne weiter darauf eingehen zu müssen.

Didaktische Kleinigkeiten

Sie sind viel wichtiger, als man meint. Sehr oft hängt es von ihnen ab, ob eine Vorlesung verständlich ist oder nicht.

Ableitungen und Resultate sollen sofort erkennbar getrennt sein.

Banale, simple Beispiele helfen mit, die Formel oder Methode dem Studen-

Fortsetzung Seite 6

Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

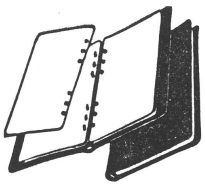
Café Studio
Zürich beim Pfauen

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

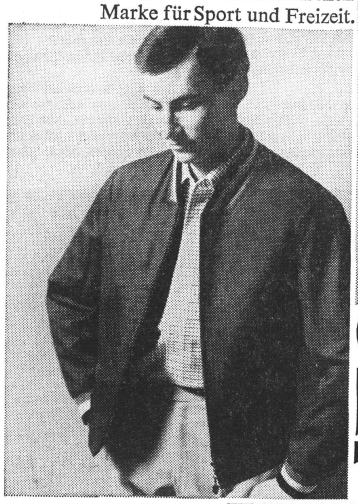
Electras

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger

Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

McGregor-Corner
Hier zeigen wir exklusive sportliche Kreationen dieser grossen amerikanischen Marke für Sport und Freizeit.



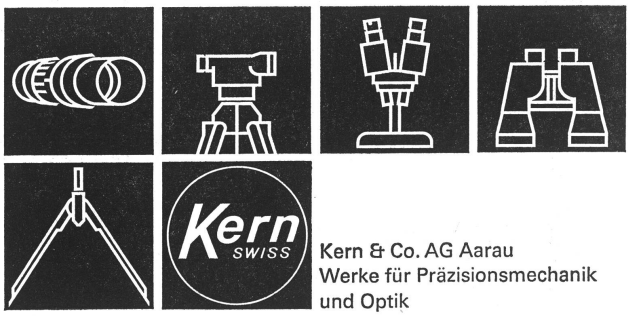
Jetzt sind die Frühjahrs-Neuheiten eingetroffen – rassige Anzüge und Mäntel, die nicht nur jungen Herren gefallen! Frisch in den Farben, originell im Stil und selbstverständlich in der neuen körpernahen Linie. Wann dürfen wir Sie beraten?

SPRING TIME

Fein-Keller
YOUNG MEN'S SHOP
Zürich, Sihlporte-Talstrasse 82

Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive



Kern SWISS

Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik und Optik

Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.– Franken. Sie leisten ausschliesslich Nachtarbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10

Retten Farah Dibas Söhne eine korrupte Oligarchie?

»... die iranische Regierung will auf Anregung des Schahs der Unesco einen Betrag des selben Umfanges, wie ihn die Militärausgaben eines Tages ausmachen, zum Kampf gegen den Analphabetismus in der Welt zur Verfügung stellen (ca. 700 000 US-Dollar). Dieser Beschluss, der für ein entwicklungsbedürftiges Land ein wahres Opfer bedeutet, soll andere Länder zur Nachahmung einer solchen Geste verleiten.« AFP-Meldung, die anfangs Mai in allen Tageszeitungen publiziert wurde.

»Erfreuliches gibt es von Irans Kaiserin *Farah Diba* zu flüstern: Ihre persische Uebersetzung von Hans Christian Andersens Märchen ‚Die kleine Meerjungfrau' erschien soeben in den Buchläden Teherans. Der gute Zweck ist doppelt. ‚Meine Kinder', so schreibt die Kaiserin im Vorwort, ‚hatten so viel Freude daran, dass ich mich entschloss, allen iranischen Kindern die gleiche Chance zu geben.' Zudem gehen die Einkünfte aus dem Büchlein, das Kaiserin Farah in Erwartung ihres dritten Kindes (im April) übersetzte, an eine Stiftung für geistig zurückgebliebene Kinder.« (Weltwoche vom 24. 3. 66)

»Während der ganzen Zeit des dreiwöchigen Urlaubs war ich in der Nähe des Schahs, habe ihn täglich beobachtet und mehrmals mit ihm gesprochen. Er dürfte kränker sein, als man allgemein annimmt. Seit dem letzten Jahr ist er stark gealtert.

Er nimmt viel zuwenig Rücksicht auf seine Gesundheit. Er ist ein rastloser Arbeiter, der sich für sein Land aufopfert, denn er will es aus der Rückständigkeit in die moderne Zeit führen.« (Neue Post, deutsches Boulevardblatt, 1966. Genaues Datum unwichtig, denn in jeder Nummer können derartige Passagen nachgelesen werden.)

Gemäss diesen Informationen scheinen also der Schah, seine Frau und die ganze iranische Regierung geradezu vorbildlich, ja sogar ideal zu sein. Und doch, spiegeln sich denn in diesen Berichten tatsächlich die wirklichen Verhältnisse? Es ist einem nicht so recht wohl zumute, denn diese offensichtlich zu propagandistischen Zwecken verbreiteten Nachrichten vom Pfauenthron stehen in krassem Gegensatz zu Informationen, die gelegentlich in Zeitschriften, vornehmlich Studentenorganen, unter den nicht gerade schmeichelhaften Titeln wie »Iran – A Study of Political Oppression. Total Corruption and Imperial Dictatorship« oder »Warnung vor der iranischen Geheimpolizei« erscheinen. Ausserdem hört man so hintenherum vom mysteriösen Verschwinden zweier persischer Studenten aus Deutschland ..., kurz, die manifeste Unvereinbarkeit der verschiedenen Aussagen über ein und dasselbe Land begann uns zu interessieren, und wir beschlossen, diese Angelegenheit etwas näher zu untersuchen.

Aufgrund umfangreicher Dokumentation sind wir zu folgenden Resultaten gelangt:

1. *Der Grossteil der westlichen Bevölkerung hat ein falsches oder zumindest einseitiges Bild von Persien, hervorgerufen vor allem durch die deutschen Boulevardblätter oder infolge unzuverlässiger Berichterstattung. Kurz: die meisten Deutschen wissen, wie Farah Diba aussieht und wie viele Kinder der Schah hat. Doch genauere Kenntnisse des Landes oder der Bevölkerungssituation sind im allgemeinen nicht zu erwarten.*
2. *Die sogenannte Landreform, die 1962 mit der Aufteilung des Grossgrundbesitzes begann und anfangs 1964 in einer zweiten Phase die soziale Eingliederung der Bauern in Genossenschaften bringen sollte, scheint trotz einigen bedeutenden Erfolgen ihr Ziel verfehlt zu haben, denn die wirtschaftliche Situation der über 15 Millionen Bauern ist nicht wesentlich besser geworden.*
3. *Es fanden in Persien wiederholt illegale Prozessverfahren vor Militärgerichten gegen Studenten statt, sei es, dass sie sich angeblich an einem Mordkomplott gegen den Schah beteiligt hatten, sei es, dass sie mit den Plänen der Regierung nicht einverstanden waren. Dabei wurden Todesurteile und hohe Gefängnisstrafen ausgesprochen.*
4. *Um auch im Ausland regimefeindliche Studenten zum Schweigen zu bringen, wurde die Gestapo des Schahs mit der Kontrolle über diese beauftragt.*

Wir wollen versuchen, diese Behauptungen im weiteren mit unseren Dokumentationen zu stützen. Um dem Vorwurf einer einseitigen oder sogar linksgerichteten Berichterstattung zu entgehen, waren wir bestrebt, das Netz der zitierten Informationen möglichst weit zu spannen und so die verschiedensten politischen Richtungen einzufangen.

1. Zum Thema falsches Bild von Persien:

»Stern«, deutsche Illustrierte, 6. 6. 1961:

»So sah es von aussen aus, wo man gebannt auf die Liebesgeschichten und Geburtstagsfreuden starrte und dabei das wirkliche Persien vergass. Dieses politisch zerrissene und wirtschaftlich dem Abgrund nahe Persien hatte auch auf den Thronfolger gewartet. Aber nicht aus demselben Grund, nicht um den Kaiser zu bestätigen. Im Gegenteil, um ihn endlich stürzen zu können, ohne dass das Land zu grosse Umwälzungen in Kauf nehmen müsste.«

Dann folgt eine Aufzählung der verschiedenen Missstände: Korruption, finanzieller Zusammenbruch, Wahlfälschung, Elend der Landbevölkerung. Und weiter: »Aber solange die echte Opposition nicht mitmachen darf, solange ein Mann wie Prof. Dr. Baghai vors Militärgericht gestellt wird, weil er die Korruption brandmarkt, können wir nicht glauben, dass sich in Persien etwas geändert hat.«

Unter dem Titel »Freiheit im Iran« schildert Bertrand Russel in den »INF-Informationen«, dem Organ der Iranischen Nationalfront, folgende Verhältnisse (Nr. 7, 1964):

»Ich möchte hier den Iran als Beispiel für das anführen, was der Westen unter *‚freier Welt'* versteht. Das Ergebnis wird meiner Ueberzeugung nach sein, dass weder *Freiheit noch soziale Wohlfahrt diese Regierungen auszeichnet*, die Mitglieder der freien Welt sind. Ich hoffe, die Bürger des Westens mögen sich von jetzt ab fragen, warum ihre Steuergelder und ihre Truppen dazu hergegeben wurden, in der ganzen Welt Tyrannei und Korruption zu unterstützen.«

»Der Schah wird von den Grossgrundbesitzern und der Armee unterstützt. Er *nimmt jährlich 400 Millionen US-Dollar aus den Oil Royalties ein.* Dazu erhält er von den *USA noch jährlich eine Summe von 80 Millionen US-Dollar.*

Trotz diesem bedeutenden Einkommen aus den Einnahmen der Oelindustrie und den Hilfsgeldern allein liegt die *Lebenserwartung im Iran bei weniger als dreissig Jahren, und die Sterblichkeitsquote der Neugeborenen beträgt 50%. 85% der Bevölkerung sind Analphabeten.* Die Unterdrückung manifestiert sich in der totalen *Kontrolle der Presse und des Parlaments. Universitätsstudenten werden in ihren Hörsälen erschlagen, und Mitglieder der politischen Opposition sind gefoltert worden. Jeder gewöhnliche Iraner kann verhaftet und geschlagen werden, ohne dass es hierzu eines amtlichen Befehls bedürfte.*

Diese Seite des iranischen Alltags wird höchst selten in der westlichen Presse erörtert. Der *Schah zahlt Werbe- und Public-Relations-Firmen grosse Summen.* Er wird als fortschrittlicher Monarch vorgestellt, der, weil er den Versuch unternimmt, Reformen durchzuführen, auf Widerstand stösst.«

Was das Geld der amerikanischen Auslandhilfe anbelangt, so schreibt die NZZ am 28. 9. 1965, Nr. 4006:

»Dieser *erste Anlauf zu einer politischen Modernisierung konnte angesichts der archaischen Struktur des Landes höchstens einen teilweisen Erfolg* haben. Greifbare Fortschritte wurden vor allem auf dem Gebiet der gleichzeitig eingeleiteten technischen Modernisierung erreicht: es wurden Staudämme errichtet, das Strassennetz wurde ausgebaut, und die modernen Luxusquartiere der Hauptstadt vergrösserten sich gewaltig. Doch die immensen Summen schienen höchstens tropfenweise bis zu den unteren Volksschichten in den Städten und auf dem Lande durchzudringen, während sie sich in den Händen und *Taschen von Importeuren, Bauunternehmern* und *Landspekulanten, Grundbesitzern* und *Grosshändlern* ansammelten.«

»Persien galt in Washington nachgerade als ein abschreckendes Beispiel eines Landes, das seine *Entwicklungsgelder in ausgesprochen wenig zufriedenstellender Art zu vertun pflegt.* Dies führte schliesslich zu einer starken *Reduktion* der amerikanischen Dollarspenden.«

2. Zum Thema Landreform:

NZZ 28. 9. 1965, Nr. 4006:

»Aus den Reformvorschlägen Aminis wurde die Landreform vom Schah als Paradestück herausgegriffen; sie wurde unter das *persönliche Patronat des Schahs gestellt* und mit grossem *Propagandaaufwand* vorangetrieben.«

Während die Landreform im Norden laut NZZ positive Resultate zeitigte, hat sie sich in den südlichen Wüstenflächen des Landes nur teilweise ausgewirkt. Die Macht der Grundherren scheint oft noch ungebrochen.

Die NZZ fährt dann fort:

»Die *offiziellen Schlagworte von der ‚Befreiung der persischen Bauern aus der jahrhundertealten Knechtschaft' usw. hat man angesichts der grossen Komplexität und Verschiedenheit der Agrarverhältnisse mit einigen Vorbehalten aufzunehmen.*«

»Heute kann man sich allerdings fragen, ob und wie weit sich der Elan der ganzen Reformbewegung *bereits erschöpft* hat.«

»Die *Landreform ist zur Routine* geworden und scheint Gefahr zu laufen, *bürokratisch zu erstarren.*«

»Vielmehr ist ein Versanden der Landreform im *Schlendrian* der *persischen Bürokratie* und ein *Absinken* der *landwirtschaftlichen Produktion wahrscheinlich.*«

»The Spectator« schreibt am 16. 8. 1963:

»Today the reform programme is stagnating and it begins more and more to appear as a public-relations device to enhance the Shah's popularity.«

Etwas ausführlicher berichtet »The Christian Science Monitor« am 16. 3. 1964 folgendes:

»Land reform, from which so much had been hoped, has bogged down. Funds are not at hand to press forward with it. A correspondent of the French newspaper Le Monde estimated that of the 10.000 cooperatives needed to make land reform a success, only 2,000 had been set up – and only a few of these were working well. Some 43,000 Iranian villages are owned by absentee landlords, and less than a fifth of these have been taken over by the government and distributed to peasants. In fact, less than 10 percent of the country's total rural population have benefited directly from land reform.«

3. Zum Thema der illegalen Prozessverfahren:

Am 10. April 1965 fand ein Attentatsversuch auf den Schah statt. Im Zusammenhang damit hat ein militärisches Appellationsgericht zwei junge Perser zum Tod, 7 weitere zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt. Die NZZ schreibt am 19. Dez. 1965 dazu:

»Dem Schah sind aus dem Ausland zahlreiche Protest- und Bittschreiben zugegangen, auch aus der Schweiz, in denen an den Urteilen und dem vorangegangenen Verfahren Anstoss genommen und um Gnade für die Verurteilten gebeten wird. Tatsächlich musste schon die Begründung der Anklage, dann aber auch die Führung des Prozesses im erstinstanzlichen, streng à huis clos geführten, sowie im zweitinstanzlichen, mehr oder weniger öffentlichen Verfahren einen mit rechtsstaatlichen Begriffen auch nur einigermassen vertrauten Zuschauer aufs höchste befremden.«

»Politische Beobachter, die die zum üblichen persischen Beamtenschlendrian in seltsamem Gegensatz stehenden strengen Bräuche in der Polizei- und Armeehierarchie kennen, wo bei geringsten Pflichtverletzungen oder Unterlassungen mit Degradation oder gar Absetzung gerechnet werden muss, vertreten die nicht unglaubwürdig erscheinende Auffassung, dass Staatsanwaltschaft und Polizei dem auf unverzügliche Aufklärung des Verbrechens drängenden Schah ganz einfach Schuldige vorführen mussten.«

»Merkwürdig war, dass keiner der amtlich bestellten Verteidiger die Episode der Folterung zur Sprache brachte, obwohl Spuren von Misshandlungen an Kamrani selbst Aussenstehenden aufgefallen waren. Ferner stimmte nachdenklich, dass nicht ein einziger Entlastungszeuge geladen worden war. Die auffallende Inaktivität der Verteidiger in einem Strafverfahren, wo es immerhin um Leben oder Tod ging, überrascht nicht so sehr, wenn man sich daran erinnert, dass erst vor kurzem mehrere Strafverteidiger nach einem politischen Prozess, bei dem sie sich allzusehr für ihre Klienten eingesetzt hatten, verhaftet und zu schweren Strafen verurteilt worden sind.«

Rechtsanwalt Dr. H. Heldmann, der als Beobachter vom 5. bis 11. 12. 65 am Berufungsverfahren gegen die Angeklagten teilgenommen hatte, schreibt in einem Bericht an Amnesty International, der internationalen Vereinigung für die Freilassung politischer Gefangener:

»Ich muss es als erwiesen ansehen, dass die Angeklagten während des Untersuchungsverfahrens alle, zum Teil schwer, gefoltert worden sind.«

Der iranischen Regierung sind viele Proteste und Gesuche von Persönlichkeiten aus dem Westen, von nationalen Studentenverbänden, der Internationalen Studentenkonferenz und dem Internationalen Studentenbund eingegangen.

»Le Monde«, Paris, schreibt am 22. März 1966:

»Jean-Paul Sartre constitue un comité pour la défense des prisonniers politiques iraniens.«

Le Comité déclare notamment:

»Les procès politiques se succèdent à huis clos devant les tribunaux militaires iraniens. Le public, malgré la déclaration du premier ministre de l'Iran quant à ‚la suppression de la censure' est mal ou pas du tout informé de ce qui se passe et se dit au cours de ces procès ... Les prisonniers politiques sont systématiquement soumis à la torture.«

Zur Situation des persischen Universitätslebens liest man in den »INF-Informationen« Nr. 7 1964 folgenden Bericht:

»Im Mai 1961 konnte man erleben, wie Regierungstruppen 4000 Lehrer angriffen, die in Teheran für höhere Gehälter streikten. Einer der Lehrer wurde getötet, drei verletzt. So berichtet Dr. Burton W. Marvin, Vorsitzender der amerikanischen Austauschabteilung an der Universität Teheran – ein Bericht also aus erster Hand *(Saturday Evening Post,* 30. 12. 1961). Sieben Monate später, am 21. Januar 1962, brachen Fallschirmjäger in die Universität ein, gingen mit aufgepflanztem Bajonett auf die Studenten los. Sie verwundeten 500 Studenten – einige von ihnen sind für immer verkrüppelt.

Das Verbrechen der Studenten war eine Forderung, zwei Oberschüler, die wegen ihrer Kritik an der Regierung aus der Schule gewiesen wurden, wieder aufzunehmen *(Time Magazine,* 2. 2. 1962).

4. Zum Thema der Kontrolle der persischen Studenten im Ausland durch die SAVAK (Geheimpolizei)

Da die iranische Regierung die Opposition im eigenen Land nicht duldet und alles daransetzt, sie auszumerzen, bleibt den Studenten, die sich mit dem Regime nicht zufriedengeben können, nur der Weg ins Ausland. Die Regierung scheint nun aber darauf auszugehen, auch diesen »letzten Pfeiler der Freiheit« zu unterdrücken, indem sie ihre Geheimagenten in europäische Länder schickt.

Unter dem Titel »Verschärfung des Polizeiregimes« schreibt die NZZ am 28. 9. 65, Nr. 4006:

»Gewisse Oppositionspolitiker, die seit Jahren überwacht werden, sich jedoch frei bewegen konnten, sind aufs neue *eingekerkert worden* – unter ihnen der in intellektuellen Kreisen beliebte Sozialist und Gandhi-Anhänger *Khalil Maliki.* Gleichzeitig sind die für das Wohlverhalten der *persischen Studenten im Ausland verantwortlichen Staatsbeamten nach Hause zurückbeordert worden,* um durch neue und vermutlich weniger tolerante Aufseher ersetzt zu werden.«

Die »ZEIT« schreibt in ihrer Ausgabe vom 11. 2. 1966:

»Die rund 7000 persischen Studenten in der Bundesrepublik atmen auf: Endlich soll die Tätigkeit ausländischer Nachrichtendienste in der Bundesrepublik untersucht werden.«

»Ueber die Tätigkeit der SAVAK kursieren unter den persischen Studenten an den deutschen Universitäten Berichte, die – träfen sie zu – in der Tat dringend nach einer Untersuchung durch deutsche Behörden und das Parlament verlangen.«

»Mancher Geheimdienst, vor allem die SAVAK muss damit rechnen, dass ihr Treiben endlich unter die Lupe genommen wird.«

Wer sich vor allem vor der SAVAK in acht nehmen muss, ist der Herausgeber der dem Schah wenig geneigten INF-Informationen, des Organs der Europäischen Organisation der Iranischen National-Front, Hassan Massali. Er will mit seiner Arbeit die Oeffentlichkeit und seine persischen Kommilitonen davon unterrichten, wie es in Wahrheit in Persien aussieht. »Das Ziel der INF ist die Wiederherstellung einer gesetzmässigen Regierung.«

Zum Schluss sei uns folgende Bemerkung erlaubt: Wir sind uns be-

Fortsetzung Seite 6

Schah mit Farah Diba

Der Schah verteilt sein Land an die Bauern

Fortsetzung von Seite 5

wusst, dass das Zitieren fremder Berichte immer etwas gefährlich ist, wenn man ihren Wahrheitsgehalt nicht ausdrücklich kennt. Doch kann man uns dies kaum ankreiden, denn in den Dokumentationen, die uns von verschiedenen Stellen, insbesondere vom Archiv des »Spiegels«, dem wir hier unseren Dank aussprechen möchten, zur Verfügung gestellt worden sind, ist es betrüblich, festzustellen, wie wenig zahlreich doch die objektiven und zuverlässigen Meldungen sind. Die Tatsache aber, dass die Regierung nicht in der Lage ist, Ordnung in den Wirrwarr der widersprüchlichen Pressestimmen zu bringen und Zahlen zu veröffentlichen, denen man unbedingt trauen kann, muss uns natürlich nachdenklich stimmen. Man versucht dagegen eher, missliche Zustände im Land mit glanzvollen Paraden und lächerlichen Hofgeschichten zu verdecken. Wenn schon Korruption vorkommt, warum deckt man sie in der westlichen Presse nicht rücksichtslos auf oder beweist – andernfalls – in fundierter Weise die Falschheit der Gerüchte? Ist denn das Argument, dass Persien, eingegliedert im Cento-Pakt, ein wichtiges Bollwerk gegen den Kommunismus sei und man sich daher mit dem Schah möglichst nicht verkrachen solle, überhaupt stichhaltig? Wir behaupten: nein. Auf einen Nenner gebracht lautet unsere Hypothese: Was in Vietnam zum Ausbruch kam, könnte in Persien sich vorbereiten. Die Parallelität der Fälle ist verblüffend: Sowohl Vietnam wie Persien sind in amerikanische Bündnissysteme eingegliedert (Seato und Cento), beide sind Länder mit feudalistischer Grundstruktur, wo die Oligarchie sich hinter einer Pseudodemokratie versteckt. Ihre Macht ist das gutbezahlte Militär und das Geheimdienstwesen, in Persien dazu noch der Islam. Die Modernisierung und der Ausgleich der sozialen Unterschiede sind somit den Vertretern der eigenen Interessen anvertraut. Als wesentlich erschwerender Umstand tritt hinzu, dass dem Volk ein politisches Bewusstsein fehlt. Noch immer herrscht die Autoritätsgläubigkeit. Das bewirkt, dass die Opposition unorganisiert ist, weil sie in erster Linie unterdrückt wird, dann aber auch, weil ihr dazu die Befähigung fehlt, im richtigen Moment richtig zu handeln. Aber es ist auf alle Fälle unmöglich, an der Tatsache vorbeizusehen, dass es im Volk »gärt«. Gefährlich könnten in diesem Moment die Intellektuellen werden, weshalb die augenblickliche Regierung grosses Gewicht darauf legt, sie nötigenfalls mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Das aber verschärft und radikalisiert das Problem, denn wer noch nicht Marxist war, wird jetzt Kommunist: es bildet sich die »revolutionäre Elite«. Der Westen sieht die Gefahr kommen und handelt – aber leider ungeschickt, um nicht zu sagen *falsch!* Wird denn dem Volk geholfen, wenn man den Schah mit amerikanischer Wirtschaftshilfe unterstützt, der seinerseits gar kein Interesse hat, dem Volk zur Entwicklung zu verhelfen und ihm die Augen zu öffnen, damit es erkennt, in was für katastrophalen Verhältnissen es lebt ... Es schneidet sich keiner gern ins eigene Fleisch!

Wir fragen deshalb: Lässt sich denn auf diese Weise – Unterstützung der Regierung und mangelhafte Berichterstattung über Missstände – der Kommunismus wirksam bekämpfen? Treten so nicht gerade die Umstände ein, die einen »revolutionären Krieg« erst ermöglichen? Arnold Künzli berichtet in seinem Buch »Vietnam – wie es dazu kam« folgende Passage: »Deshalb war Mao sicher aufrichtig, als er in seinem letzten Interview mit E. Snow mit einer für uns Abendländer geradezu unglaublichen Gelassenheit sinngemäss erklärte, er brauche doch in Vietnam keinen Finger zu rühren, die Amerikaner besorgten das Geschäft der Revolution dort ganz alleine ...« Und Bertrand Russel meint in seinem Artikel in »Konkret«, Mai 1965: »Falls morgen in Persien ein nationaler Aufstand eintritt, werden dann die Vereinigten Staaten die iranische ‚Freiheit' wie in Vietnam verteidigen, indem sie unter grössten Opfern an Menschenleben die Rebellion zu unterdrücken versuchen?«

Jean-Pierre Hoby

Cesar Alexander Dunkel hat neue Ideen

»Sie sind en glatte Chaib«, entschied er spontan, als ich ihn am Telephon um ein Interview für den »Zürcher Studenten« bat. Er: Cesar A. Dunkel, kaufmännischer Unternehmer und gewesener Aussenseiter-Stadtpräsidentschaftskandidat (»De Cesi als Stapi«). Der Mann im offenen Polohemd und den Gauloises in der Bruusttasche macht, als er sich bei meinem Eintreten in sein Büro hinter dem Schreibtisch erhebt, rein äusserlich gesehen einigen Eindruck: die breiten Schultern und die überdurchschnittliche Grösse machen zusammen mit der sich anbahnenden Korpulenz einen respektablen Brocken aus. Der Typ des initiativen Selfmademannes mit jovialem Einschlag.

Wir kommen auf die vergangenen Stadtratswahlen zu sprechen. Ausführlich erläutert Cesi Dunkel noch einmal die Beweggründe, die ihn zur Kandidatur für den Präsidentensessel der obersten Zürcher Behörde bewogen hatten.

- dass die Produktionsfaktoren der Stadt, wie Intelligenz, Kapital und Boden intensiver ausgenützt werden müssen;
- dass zu wenig Fachleute mit praktischer Erfahrung (wie er, Cesar Dunkel, Unternehmer) im Stadtrat sitzen: »Was versteht ein Journalist und Theologe von den Finanzen! Wie soll ein Schullehrer das Bauamt II leiten!«
- Kurz: dass die Stadt Zürich, die realistisch gesehen, nichts anderes als eine riesige Unternehmung darstellt, genau wie eine privatwirtschaftliche Grossunternehmung geführt werden muss. Noch kürzer: unsere Stadt braucht ein Management nach den modernsten betriebswirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkten.

Wie er heute seine Wahlkampfstrategie beurteile, will ich von meinem Gegenüber wissen. Er gesteht freimütig, dass nicht immer alles hundertprozentig geklappt habe. Cesi: Am meisten hat mir die Kandidaten-Diskussion im Poly geschadet. Ich war da – vielleicht weil ich vorher dummerweise zwei Bier auf die Beruhigungspillen gekippt habe – gar nicht im Strumpf und konnte zwischen den Fragen aus dem Publikum und den Angriffen meiner Rivalen nicht mehr differenzieren. Das Reden vor Publikum will eben gelernt sein.

Kam noch – als weiteres Handicap – die leidige Geschichte mit der »Aktion Zürich« hinzu: Mehrere Mitglieder dieser Gruppierung mit eigener Gemeinderatskandidatenliste waren, kurz vor den Wahlen noch, vom »Cesi als Stapi«-Extrazug abgesprungen, was damals einigen publizitären Gestank verursacht hatte. Dunkel spricht in diesem Zusammenhange dunkel von dunklen Weichenstellern im Hintergrund ...

Immerhin: Cesi ist befriedigt von den rund 10 000 Stimmen, die er im März als Stadtrat geerntet hat. Mit der Wahl zum Stadtratspräsidenten habe er sowieso nicht gerechnet, dafür mit einem der übrigen Sitze im siebenköpfigen Exekutivgremium. Er, Cesar Dunkel, sei schliesslich kein unrealistischer Phantast.

Darum will Selfmademan Dunkel weiter an seiner politischen Zukunft arbeiten. Er hat einen Plan: die »Gesellschaft für kommunale Koordination«. Diese Gesellschaft – sie existiert bereits auf dem gedruckten Briefkopf (Telegramme: Dunkelag) und soll ins Handelsregister eingetragen werden – entwickelt auf privatwirtschaftlicher Basis permanent kommunalpolitische Ideen und Projekte. Beispiel: Dunkels Koordinationsgesellschaft hat herausgefunden, wie aus der VBZ auf bisher unbeschrittenen Wegen zusätzlich rund sechs Millionen jährlich herauszuholen wären. Der Plan wird dem Stadtrat angeboten, der – wenn er ihn annimmt und verwirklicht (oder die Realisierung der Gesellschaft überlässt) – dem Ideengebärer von der neuen Kapitalquelle zwanzig Jahre lang drei Prozent abzweigen muss. Dunkel erklärt weiter: Natürlich wird der Stadtrat nichts mit uns zu tun haben wollen. Das soll uns aber vorerst nicht stören. Beim jährlichen Rechnungsabschluss werden wir jedoch der Oeffentlichkeit genau vorrechnen, welche Einsparungen resp. Gewinne mit unsern Vorschlägen erzielt worden wären. Dem Druck der vox populi wird dann der hohe Rat über kurz oder lang nachgeben müssen.

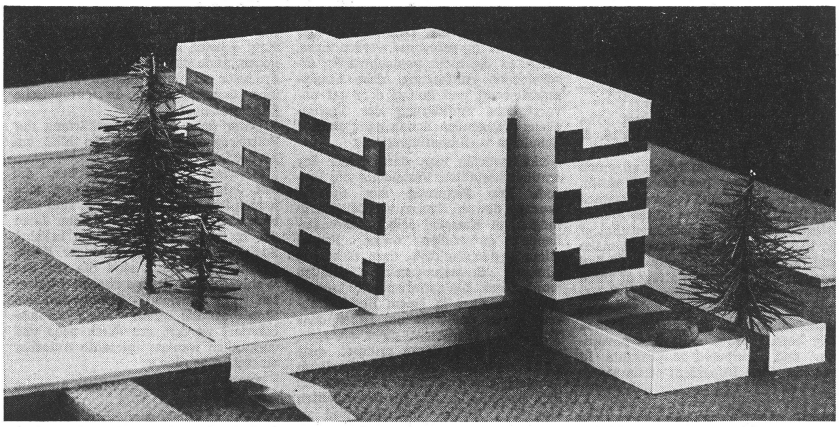
Um der Sache gleich den nötigen Schwung und die dazu erforderliche Publizität zu verleihen, zeigt mir Dunkel ein diesbezügliches Schreiben, das in den nächsten Tagen an alle Zürcher Gemeinderäte und Zeitungsredaktionen abgehen wird. Darin heisst es unter anderem:

»Die Gesellschaft (für kommunale Koordination) hat sich entsprechende Fachleute vertraglich verpflichtet oder ist in der Lage, solche in zeitlich beschränktem Ausmass heranzuziehen, wobei sie privatwirtschaftliche Masstäbe anzuwenden in der Lage ist. Die Gesellschaft behält sich vor, Anregungen von Mitbürgern entgegenzunehmen und eigene Anregungen zu entwickeln, auf ihre Eignung zu prüfen und den zuständigen Behörden zu unterbreiten mitsamt der notwendigen Dokumentation.«

Wahrlich: dem ideenreichen Zürcher Zukunftsakademiker scheinen sich finanziell völlig neue Möglichkeiten zu eröffnen. Man gehe hin und verkaufe Cesi Dunkel (Büro: Mutschellenstr. 187) seine kommunalen Visionen!

Uebrigens hat Kaufmann Cesar A. Dunkel noch einen Plan. Nicht dass er eine Wochenzeitung gründen will, wie man das vor einiger Zeit aufgeschnappt hatte. Das war eine Zeitungsente. Die Wahrheit ist: Dunkel will eine Tageszeitung ins Leben rufen. Mehr aber könne er auch nicht sagen, das Projekt sei noch nicht spruchreif. Und weil wir gerade beim Gründer-Thema angelangt sind: Der bisherige politische Alleingänger wäre nicht abgeneigt, eine ständige politische Bewegung aufzubauen. Aber das koste halt alles einen Haufen Geld, das habe er während seiner Wahlkampagne, die immerhin die Kleinigkeit von 50 000 Franken gekostet hat, erfahren können. So bleibt das mit der eigenen Partei eben vorläufig dahingestellt. Denn wie gesagt: Cesi Dunkel ist kein unrealistischer Phantast.

Reini Meier



Das projektierte Studentenhaus

Das Wunder – Ein Studentenhaus wird gebaut (aus privater Initiative)

Am 28. April wurde an der Wehntalerstrasse 41 der Grundstein zu einem neuen Studentenhaus gelegt, überraschend schnell für alle jene, welche von dem interessanten Projekt bereits gehört hatten, fast so überraschend wie der Platzregen, welcher die zahlreich erschienenen Freunde und Gönner des Unternehmens und eine schöne Anzahl Studenten nötigte, den würdigen Akt bei einer etwas angenehmer feuchten Unterhaltung zu Ende zu führen. Und ein neues Studentenhaus und seine schnelle Verwirklichung sind zweifellos zwei bemerkenswerte Dinge!

Nicht nur Worte ...

Die Idee entstand Ende 1963 während einer Vorstandssitzung des Altherrenverbandes des Akademisch-Landwirtschaftlichen Vereins. Der ALV ist eine farbentragende Verbindung an der Abteilung für Landwirtschaft des Polys, welche zu ihren Altherren unter anderem auch Alt-Bundesrat Wahlen zählt. Schon länger versucht man ja in studentischen Verbindungen neben dem Glanz des vergangenen Jahrhunderts auch etwas vom Einfluss auf die Gemeinschaft in die neuere Zeit herüberzuretten – eine Absicht, die in unserem Falle sicher sehr erfolgreich war. An der erwähnten Vorstandssitzung wurde nämlich beschlossen, etwas zur Linderung der studentischen Wohnungsnot beizutragen.

Es blieb nicht bei der Idee. Schon bald stellte einer der Altherren ein verkehrstechnisch gut gelegenes Grundstück im Baurecht zur Verfügung, und man gründete die Genossenschaft: Studentenhaus ALV. Das Aktionskomitee scheute weder Mühe noch Zeit, die zur Finanzierung nötigen Gelder zu beschaffen. Zuerst gelangte es an alle Mitglieder des Altherren-Verbandes, und in einer zweiten Etappe wurden sehr geschickt und erfolgreich landwirtschaftsnahe Industrien und Organisationen angegangen, so dass bis heute rund 400 000 Fr. zusammengetragen werden konnten, vorwiegend Schenkungen oder dann Anteilscheine zu sehr niedrigem Zinsfuss. Die Stadt Zürich gewährte einen unverzinslichen Beitrag von 175 000 Fr., und auch der Kanton versprach das Seine, so dass der Ausführung des 1,15-Mio.-Projekts nichts mehr im Wege stand.

Das Projekt

In einer ersten Bauetappe werden 29 Studentenzimmer und eine Dreizimmerwohnung für einen verheirateten Assistenten entstehen. Zu einem späteren Zeitpunkt soll das Gebäude mit dem Nachbargrundstück zusammengebaut werden, so dass 6 weitere Zimmer entstehen. Das Haus wird daneben eine Garage für etwa 6 Autos oder Motorräder enthalten. Im Untergeschoss sind ein Gemeinschaftsraum, eine Waschküche und Wandkästen für nicht immer gebrauchte Koffer und Kleider geplant. Die Einzelzimmer enthalten neben genügend Büchergestellen, einem grossen Schreibtisch und den üblichen Ausstattungen in einem Vorraum die Kochnische und Platz für einen Kühlschrank. Jedes Zimmer erhält zudem ein eigenes WC und eine eigene Duschanlage – eine wahrhaftig komfortable Ausstattung. Doch hätte man mit den entsprechenden Gemeinschaftsanlagen nur etwa drei bis vier Prozent der Baukosten eingespart und zudem den Platz für wertvolle Zimmer verloren. Die Miete dürfte nach vorläufigen Berechnungen ungefähr auf 130 Fr. zu stehen kommen. Sehr lobenswert ist vor allem die Einsicht, dass der Student eine Wohnung, ein Zuhause und nicht irgendwelchen Liegeraum braucht.

Die Verwaltung des Hauses wird einem Assistenten übertragen, der als Gegenleistung eine billige Wohnung erhält. Die nötigen Putzarbeiten werden die Studenten zur Hauptsache selbst erledigen. Für die Abfallkübel steht ein bequemer Abwurfschacht zur Verfügung. Mitglieder des ALV werden zwar in erster Linie ein Anrecht auf ein Zimmer erhalten, doch soll stets ein Teil des Hauses auch anderen Studenten des Polys und der Uni reserviert bleiben. Dies dürfte einer wertvollen Bereicherung des Studiums in einer richtigen Lebensgemeinschaft nur zuträglich sein.

Das ganze Projekt, das bis ungefähr in einem Jahr ausgeführt sein soll, ist zweifellos am interessantesten durch die tatkräftige und rasche Initiative, die dahinter steht, und lässt eigentlich nur leicht wehmütige Vergleiche mit ähnlichen Projekten zu, welche der Staat schon lange zu verwirklichen verspricht.

xa

Fortsetzung von Seite 3

Professoren in der Schule

ten so einzuprägen, dass er sie nicht mehr vergisst.

Beweise sind nicht immer nötig. Oft genügt eine Verifikation an Hand eines einfachen Beispiels.

Formeln sollten je nach Bedeutung unterstrichen, eingerahmt etc. und auf alle Fälle numeriert werden. Man vergisst sie weniger schnell, wenn der Dozent sie auch graphisch diskutiert.

Mit Modellen, Diapositiven und Demonstrationsmaterial aller Art kann man vieles eindrücklicher und schneller erklären als mit Worten.

Farbige Figuren sind leichter verständlich als einfarbige; allerdings haben die wenigsten Studenten Gelb oder Orange in ihren 4-Farben-Stiften.

Neu eingeführte Symbole beachtet man besser, wenn sie mit Farbe geschrieben sind, ebenso wichtige Proportionalitäten in komplizierten Formeln.

Wichtige Sätze sollte der Dozent an die Tafel schreiben oder langsam diktieren, sonst verstehen fremdsprachige Studenten sie oft nicht genau.

Viele andere Kleinigkeiten, z. B. die Wahl von Bezeichnungen, so dumm sie den Dozenten auch vorkommen mögen, sind für den Studenten wichtig. Uebrigens habe ich noch nie einen Professor gesehen, der zu laut sprach oder zu gross schrieb. Eine Tatsache ist auch, dass fast alle guten Dozenten ein Manuskript verwenden, auf dem die Vorlesung vorbereitet ist.

Utopische Vorschläge

Ich bin mir bewusst, dass meine zwei letzten Vorschläge in den nächsten 10 Jahren kaum realisiert werden können. Trotzdem möchte ich sie hier vorbringen:

1. Zentrale Ausbildungsabteilung (z. B. in der ETH)

Sie ist darauf spezialisiert, die Dozenten in didaktischer Hinsicht zu unterstützen, Demonstrationsmaterial vorzubereiten, Tabellen, graphische Darstellungen, Auszüge etc. herzustellen und zu vervielfältigen.

Dozenten sind – genau wie Spezialisten in der Privatwirtschaft – didaktisch eher unbelastet. Deshalb finde ich es durchaus sinnvoll, sie bei ihren Ausbildungsaufgaben soweit wie irgend möglich von einer zentralen Stelle her zu unterstützen.

2. Didaktik-Kurs für Dozenten

Dozent wird man auf Grund rein fachlicher Leistungen, ohne jede didaktische Ausbildung. Zweifellos ist es richtig, dass als Dozenten nur fachlich bestausgewiesene Leute eingestellt werden, besonders für die höheren Semester. Doch ich sehe nicht ein, warum man nicht gelegentlich Didaktik-Kurse für Dozenten abhalten könnte. Auch hohe Manager der Privatwirtschaft nehmen heute immer mehr an solchen und ähnlichen Kursen teil, und zwar nicht aus eitel Freude, sondern weil sie eingesehen haben, dass es sich lohnt.

Martin Gerber

Die Renaissance des Volksliedes in den Vereinigten Staaten

Von Hans Peter Treichler

Die Wiedererweckung der amerikanischen gesungenen Folklore ist nicht nur für Volkskundler interessant. Der Soziologe findet in ihr ein Paradebeispiel für die Absorptionskraft der marktorientierten Massengesellschaft, und der Historiker stösst hier wahrscheinlich zum erstenmal auf den Versuch einer gesungenen Revolution. Der Literaturkritiker schliesslich wird vom Absinken gesellschaftskritischer Kriterien in die Ebenen der Trivialliteratur sprechen.

Joan Baez *Ringier-Bilderdienst*

Der junge Mann singt vom Sterben im Krieg, von sinnlosen Helden und radioaktivem Ausfall; von verbrannten, blutigen Landschaften, die der dritte Weltkrieg hinterlassen wird; von nächtlichem Abschied und endlosen Fahrten über die Highways: Der Sänger *Bob Dylan*, 25, Flugzeugbesitzer mit Protestmähne und in Segeltuchjacke; seit einigen Jahren protestierendes Idol anfänglich nur für eingeweihte Gammlerkreise, später für eine ganze junge Nation: an Pressekonferenzen François Villon und fürs Showbusiness Staatsfeind Nr. 1. Er singt mit näselnder Stimme seine eigenen Texte zu eigenen Melodien; auf einer Gitarre, deren Saiten er eigens mit dem Messer bearbeitet hat, um den letzten Rest von sanftem Wohlklang, den sein Plektrum noch übriglässt, zu beseitigen.

Sie singt elfenbeinerne alte Balladen aus der amerikanischen Pionierzeit, aus dem elisabethanischen England; Seeräuberlieder und Maibaumballaden, Rondeaux vom französischen Hof; Balladen aus der Child-Sammlung (die ungefähr dem deutschen »Des Knaben Wunderhorn« entspricht) – Lieder aus dem Bücherregal jedenfalls, die noch vor zehn Jahren jeder Manager blindlings aus dem Geschäft verbannt hätte: eine 26jährige junge Frau namens *Joan Baez*. Sie hat die Augen eines Ingres-Modells und die Ungebundenheit eines Ginsberg-Adepten, fährt – wie jedermann – barfuss im Sportwagen und behält sechzig Prozent ihrer Steuern zurück, weil »ja doch nur der Vietnam-Krieg damit finanziert wird«. Ihre Stimme – New York Times: »an achingly pure soprano« – weist tatsächlich vom Chorknabenregister bis zum lyrischen Alt alle Schattierungen auf; ihr Gitarrespiel ist technisch und musikalisch blendend, ohne je aufdringlich zu wirken. Selbst wenn Sie ein Lied ihres Gefährten Dylan singt, klingen irgendwo sanfte Villanellen eines Martini il Tedesco mit.

Beide sind sie Leitbilder und Exponenten einer Bewegung, die das amerikanische Volkslied zu neuem Leben erweckt und das amerikanische Showbusiness von heute von Grund auf verändert hat. Beide hatten ihre ersten Erfolge um 1960, beide haben seitdem 7 Langspielplatten herausgegeben, die in Millionen von Exemplaren verkauft wurden und ihnen einen riesigen Kreis von Anhängern sicherten. Beide schliesslich befinden sich in Opposition gegen das Establishement und seine Politik: das zarte Mädchen Joan, Jungfrau Johanna, stiefelt auf einem Protestmarsch von Selma nach Montgomery in Büssersandalen mit, kelbt Ban-the-Bomb-Plakate und singt zum Abschluss des deutschen Atomgegner-Ostermarsches 1966 auf dem Frankfurter Römerberg pazifistische Lieder, während ihr Partner Dylan Lied um Lied gegen die herrschenden Institutionen schreibt; jedes einzelne wird ihm von den Musikverlegern aus der Hand gerissen und an Dutzende von Folk-groups und Beatgroups zur Aufnahme weiterverkauft. – Hier aber enden die Gemeinsamkeiten. Joan Baez widmet sich weiterhin dem traditionellen Volkslied, während Dylan seit seinen ersten Nummern, die durchaus der amerikanischen Folk-Tradition verpflichtet waren, einen Weg einschlägt, der ihn von der Tradition über den Protest zum Consensus führt.

Hootenannies: ein wackeres Lied statt TV-Abende

Die Protestlied-Bewegung begann vergleichsweise harmlos. Schon in den späten vierziger Jahren luden Volksbarden wie *Pete Seeger, Burl Ives* und andere zu Folkloreabenden in grösserem oder kleinerem Rahmen ein: den sogenannten Hootenannies. Dazu Pete Seeger: »Wenn niemand was tut, gucken sie in die Fernsehröhre, bis sie blind sind.« – Es ging ohne Sängerrunde-Tremolo zu an solchen Abenden. Die Barden sangen die Balladen der Pionierzeit, Lieder aus dem Westen, alte englische und irische Volkslieder; und die Zuhörer trugen ihre Versionen dazu bei. Sozialkritisches wurde nur leicht in Form einiger Gewerkschaftslieder dazwischengestreut. Folkloresammler wie die Professoren Lomax und Botkin brachten die Bewegung an die amerikanischen Universitäten, und einige Jahre später wurde das Newport Folk Festival gegründet, an welchem alljährlich Volkssänger aus ganz Amerika einen Querschnitt durch den amerikanischen Liederschatz, vom Hillbillylied bis zum Gewerkschaftssong, boten.

»Folk« wurde Trumpf für viele Highschool-Absolventen, welchen die gängige Unterhaltungsmusik musikalisch und textlich zu anspruchslos war – eine Marktlücke, die den Produzenten der Unterhaltungsbranche nicht lange verborgen blieb. Die gesungene Folklore eroberte sich in kurzer Zeit einen grossen Anteil der amerikanischen Schallplattenproduktion. – Aber in die beschauliche, traditionsverpflichtete Musik der Baez oder Odettas klangen bald messerscharfe Töne: die unbussfertigen Klänge der Protest-Folklore. Neben die Primadonna assoluta der traditionellen Volkssänger, Joan Baez, stellten sich die langhaarigen Protestgammler Dylan, seine Nachfolger Phil Ochs, Barry McGuire und das Indianermädchen Buffy St. Marie mit ihren neuen Volksliedern – Nachfolger einer Generation, die das Time-Magazin jahrelang beharrlich als diejenige der »unwashed minstrels« bezeichnet hat.

Wie tönt nun dieser gesungene Protest? Wogegen wird protestiert?

Mein Lied, mein Messer

Im Gegensatz zu den eine Generation älteren Beatniks glauben die Protestsänger nicht mehr an die Wirksamkeit eines Gedichts oder eines Romans. Dylan: »Kein Mensch liest heute mehr ein Buch.« Der Protest muss, um sein Publikum zu finden, eingängig formuliert und vertont sein.

Das Dylan-Lied »The answer is blowing in the wind« hat seinem Verfasser

Fortsetzung Seite 9

Föty oder: Erfahrungen eines unerfahrenen, tolldreisten Zeitgenossen, gesammelt aus dem unveröffentlichten Nachlass zu Lebzeiten eines ungenannten Mediziners der vorklinischen Semester an der Universität Zürich

Sulzer-Pionierleistungen

1841 Erster Dampfkessel für die Zentralheizung des Gymnasiums Winterthur. Anfang der beiden wichtigen Arbeitsgebiete: Heizung und Dampfkesselbau.

1854 Erste Dampfmaschine mit Schiebersteuerung.

1867 Die erste liegende Sulzer-Ventildampfmaschine erregt an der Pariser Weltausstellung Aufsehen und begründet den internationalen Ruf der Firma.

1877 Bau der ersten Kältemaschinen und -anlagen.

1906 Der erste umsteuerbare Zweitaktschiffsdieselmotor der Welt wird an der Weltausstellung in Mailand vorgeführt.

1912 Ausrüstung des ersten Hochseeschiffes mit Sulzer-Dieselmotoren und Antrieb der ersten Diesellokomotive der Welt mit einem Sulzer-Dieselmotor in V-Bauweise.

1921 Erste vollständig geschweißte Sulzer-Druckleitung.

1929 Einführung des trommellosen Sulzer-Einrohrdampferzeugers zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit von Dampfkraftanlagen durch Steigerung der Drücke und Temperaturen.

1948 Übergang vom Webstuhl zur Sulzer-Webmaschine und Einleitung eines neuen Webverfahrens.

1954 Erste Dampfkesselanlage für überkritischen Druck (über 225,4 at).

1958 Bau der größten Speicherpumpen der Welt.

1960 Maßgebliche Beteiligung an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsreaktors des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung in Würenlingen. Steigerung der Zylinderleistung des Zweitaktschiffsdieselmotors auf 2300 PS bei einer Zylinderbohrung von 900 mm.

1961 Einflußreiche Teilnahme an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsatomkraftwerkes in Lucens.

1962 Bestellung der größten Pumpenturbinen der Welt von nahezu 110 000 kW Einheitsleistung.

Getragen von der guten Arbeit vieler Menschen, entwickelte sich während Generationen unsere Firma zum schweizerischen Industrieunternehmen von weltweitem Ansehen. Diese Anerkennung fiel uns nicht als reife Frucht zu, sondern ist die Folge unablässiger Bemühungen geistiger und manueller Tätigkeit. Unermüdliche Forschung und Entwicklung sowie qualifiziertes berufliches Können der Belegschaft führten zu Pionierleistungen, die das hohe Ansehen unseres Unternehmens begründen. Dieses zu wahren, ist die Aufgabe unserer Jugend als Trägerin der Zukunft.

1115-1

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur **SULZER**

FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP

Sozialer Liberalismus

Die freie Entfaltung des Menschen ist seit jeher ein Hauptziel des Liberalismus. Ein Ziel, das allerdings nicht absolut gilt, sondern seine Grenze in der Verantwortung für den andern hat. Der **heutige Liberalismus** setzt sich deshalb gleicherweise für die Freiheit des Individuums und für die Solidarität mit dem Mitmenschen ein. Er will aber keine Solidarität auf Staatskosten; keine Staatskrücken, welche die private Initiative behindern. Er will **auf liberale Art sozial aufgeschlossen** sein.

Ein praktisches Beispiel: Die Motion von Prof. Dr. K. Akert

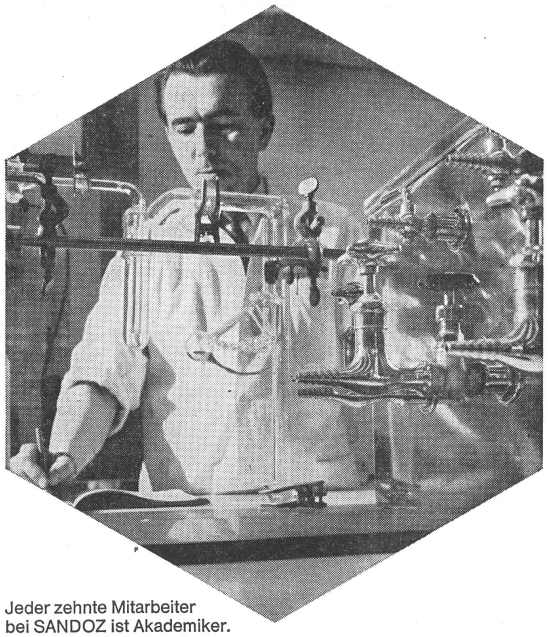
Den Sorgen der Studenten fühlen sich die Liberalen in besonderer Weise verpflichtet. So kamen einige Kommilitonen zu Prof. Dr. Konrad Akert – dem Direktor des Hirnforschungsinstitutes und Kantonsrat der Freisinnigen Partei – und legten ihm ein Problem vor. Prof. Akert sah die Berechtigung des Anliegens ein. Die Folge aus diesem Gespräch war die Motion Akert, die derzeit auf der Traktandenliste des Kantonsrates steht. Sie ist ein Beispiel für soziales Verständnis auf liberale Art:

»Staat und Gemeinden richten heute angemessene Studienbeiträge an Schüler und Studierende höherer Lehranstalten aus, die es auch Unbemittelten ermöglichen, ihre Talente und Fähigkeiten zur grösstmöglichen Entfaltung zu bringen. Während derartige Stipendien voll für die Ausbildungskosten eingesetzt werden können, haben Eltern, die selbst für das Studium ihrer Kinder aufkommen, für die aufgewendeten Mittel die übliche Einkommenssteuer zu bezahlen. Hier besteht offensichtlich eine Lücke in der Steuergesetzgebung, die einer Benachteiligung bestimmter Mitbürger Vorschub leistet und den Willen und die Initiative des Einzelnen zur selbständigen Deckung der Studien- und Ausbildungskosten für seine Kinder untergraben könnte.

Der Regierungsrat wird deshalb eingeladen, die Möglichkeiten der **steuerlichen Entlastung eines Familienvorstandes, der die Kosten für Studium und Ausbildung seiner Kinder auf sich nimmt,** zu prüfen und dem Kantonsrat baldmöglichst Bericht und Antrag zu stellen.«

FREISINNIGE PARTEI DES KANTONS ZÜRICH

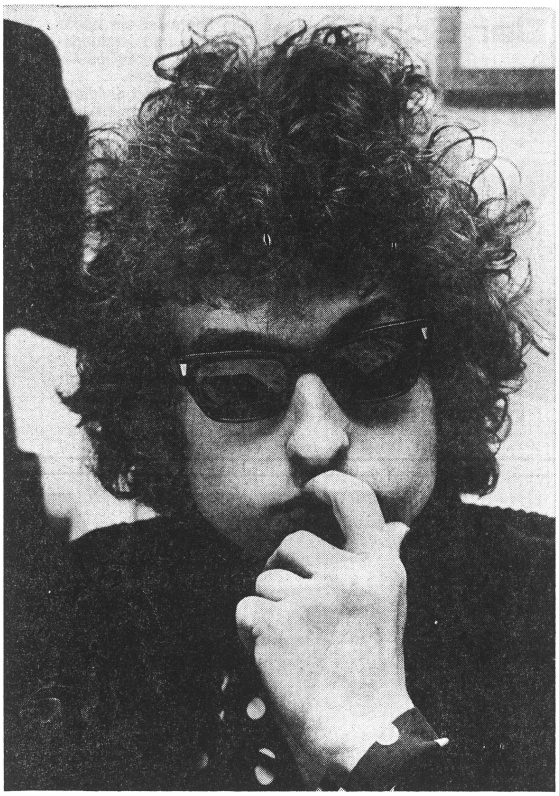
SANDOZ



Jeder zehnte Mitarbeiter
bei SANDOZ ist Akademiker.
Das sind allein in Basel
550 Absolventen aller Fakultäten.
Denn SANDOZ Basel
ist nicht nur das Stammhaus
von über 40 Tochtergesellschaften,
sondern auch Verwaltungs-,
Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum
des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

SANDOZ

Ohne intensive und grosszügig
dotierte Forschung
ist kein Fortschritt möglich.
Und Forschung braucht Nachwuchs.
Industrielle Chemie
ist angewandte Wissenschaft.
SANDOZ AG Basel



Bob Dylan

Fortsetzung von Seite 7

den bisher grössten Erfolg gebracht (die Version des Greenwich-Village-Trios Peter, Paul and Mary verkaufte mehr als eine Million; daneben bestehen mehr als ein Dutzend weitere Versionen). test gegen die fallout-verseuchte Welt in den Refrain verpackt. Trotzdem: der unterkühlt-lyrische Protest hat sich an den Auflagezahlen der Lieder als am wirksamsten erwiesen. Lyrismen gegen die Bombe zeigen auch Lieder anderer Protestsänger, zum Beispiel Malvina Reynold's »What have they done to the Rain?« (Strophe 2)

Just a little boy
Standing in the rain,
Gentle rain that falls for years.
And the grass is gone,
The boy disappears,
And rain keeps falling
Like helpless tears –
What have they done to the rain?
What have they done to the rain?

Protest mit melancholisch-resignierender Note: Auch Reynolds' Regenlied ist in der Fassung der englischen Beatgroup »The Animals« zu einem Weltschlager geworden. Das heisst aber auch: das neue Protestlied ist international geworden. Die Sänger der alten Garde, die Pete Seeger und Woody Guthrie, blieben mit ihren sozialkritischen Themen in ihrer Wirkung beschränkt. Sie besangen die Beschwerlichkeiten der dreissiger Jahre, die Arbeitslosikeit, den Kampf der Gewerkschaften; sie besangen den Gewerkschaftsmärtyrer Joe Hill und verspotteten den ewigen Gewerkschaftsabstinenten Mr. Block. Ihre Metaphorik war kernig, volkstümlich:

Some rob you with a six-gun,
And some with a fountain-pen
(Woody Guthrie: Pretty Boy Floyd)

Die neue Generation ist phantastischer in ihrer Bildwelt, vager in ihren Forderungen und absoluter in ihrer Ablehnung des Bestehenden. Sie singt von namenlosen Ländern der Zukunft, die den Krieg nicht kennen:

Show me the country
Where the bombs had to fall,
Show me the ruins
Of the buildings once so tall –
And I'll show you a young land
With so many reasons why
There but for fortune
Go you and I
(Phil Ochs: There But For Fortune)

Dylan – die New York Times: »Ein Erbe Hemingways und Faulkners«; die Frankfurter Allgemeine, markig: »Ein amerikanischer Homer« – kann auch anders. In »It's A Hard Rain's a-Gonna Fall« fährt er mit weitaus stärkerem Geschütz auf, beschreibt Visionen einer verwüsteten Welt, die durch den nuklearen Krieg gegangen ist:

I saw a new born baby with wild
wolves all around it,
I saw a highway of diamonds with
nobody on it,
I saw a black branch with blood that
kept dripping,
I saw a room full of men with their
hammers a-bleeding . . .

Protest also, gegen den Krieg im allgemeinen, gegen den Vietnamkrieg, gegen die nukleare Aufrüstung und die Versklavung des Menschen durch die Macht der Massengesellschaft oder die politische Macht – Dylans Lieder und diejenigen seiner zahlreichen Gesinnungsgenossen werden heute in der angelsächsischen Welt in Millionenauflagen verkauft. Die Protestwelle hat unterdessen auch Europa überspült. Es gibt deutsche, französische und schwedische Protestsongs, die sich nach ihrem amerikanischen Vorbild richten. – Was für eine Auswirkung hat dieser Protest? Erfüllt er seine Mission? Ist tatsächlich die Politik ins Showbusiness eingebrochen – und ist die Gitarre, wie die Zürcher »Weltwoche« schreibt, zu einem »Politischen Instrument« geworden?

The singer, not the song

Das Beharrungsvermögen einer etablierten Massengesellschaft zeigt sich in folgenden Tatsachen: Dylan und seine Mitstreiter sind durch die Massenmedien innert kurzer Zeit zu »celebrities« heroisiert worden – zu Leuten also, die dafür berühmt sind, dass sie berühmt sind. Dylan-News befassen sich heute mit der Tatsache, dass der Protest-Struwelpeter aus Publicity-Gründen Menureste auf den Hemdkragen schmiert, sich seine Kordhosen allmorgendlich von einem Kammerdiener zerknautschen lässt und ein Turboprop-Flugzeug fliegt. Die anfänglich sicher ernst gemeinte Botschaft wird verstellt – noch schlimmer: sie wird übertönt. Die Präsentationsart des Protestliedes hat sich immer mehr von der Folkloretradition entfernt. Protest-Songs werden heute vielfach von Beat-Gruppen gespielt oder wenigstens hauptsächlich in deren Versionen verkauft. Dabei gehen die Texte fast vollständig unter und werden vom Rhythmus verschluckt. »The Byrds« schneiden die versponnen rebellische Gedankenlyrik von Dylans »Mr. Tambourine-Man« auf drei Minuten zusammen und machen einen Weltschlager draus: jetzt ist es bloss noch die Schlagerwelt, die sich ideologisch-ungemütlich gibt.

Dylan, der sich selber in die Tradition Villon-Blake-Brecht-Ginsberg einreiht, tut das Seine dazu. Er produziert zuviel, ist ohne positive politische Vision – viele seiner »rebellischen« Texte klingen, als hätte jemand ein militantes Heinzelmännchen beim Verseschreiben ertappt:

You play with my world
Like it's your little toy.
You put a gun in my hand
And you hide from my eyes,
And you turn and run farther,
When the fast bullets fly . . .

(Dylan: Masters of War)

Vielfach überschreitet Dylans Protest auch die Grenze des Geschmackes – dann wird er kindisch, brutal, pubertär. Aus dem Prostest-Song wird ein grausliches Schunkellied, das kein vernünftiger Mensch mehr ernstnehmen kann.

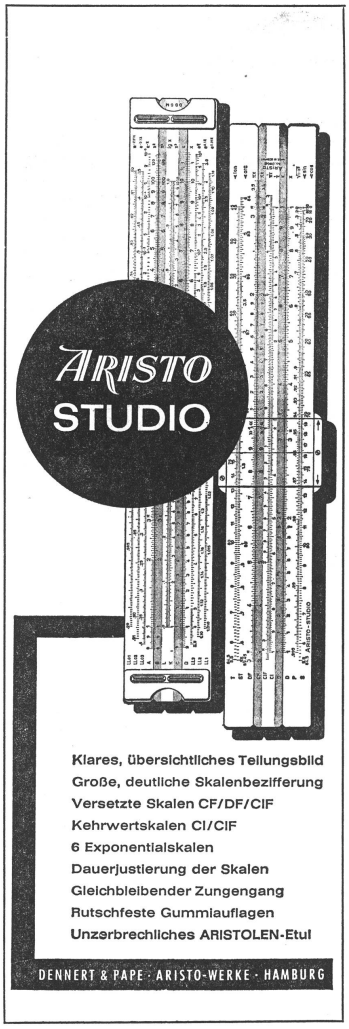
When the second world war
Came to an end,
We forgave the Germans
And we were friends.
Though they murdered six million
In the ovens they fried,
The Germans now too
Have God on their side.

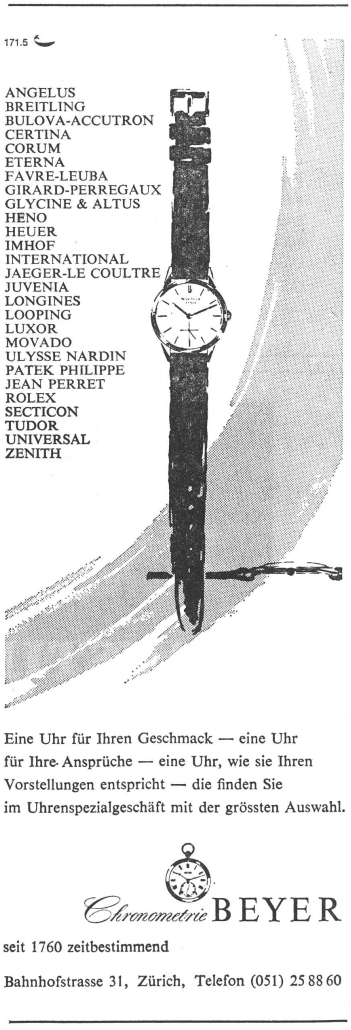
(Dylan: With God On Our Side)

Moral auf goldener Platte

Die moderne Konsumzivilisation verwandelt den Protest, den sie – notwendigerweise – erregt, im Handumdrehen in ein Konsumgut, reichert es mit würzigen News an und verkauft es mit Handkuss dem unmündigen Konsumenten, der sich nach dem Status der Nonkonformität sehnt – das ungefähr ist die nicht sehr subtile Moral, die sich aus der Geschichte der amerikanischen Folklore-Renaissance lernen lässt. Kriesenstimmung verkauft sich gut, das zeigt auch der internationale Buchhandel. – Der Protest wird absorbiert: die bürgerliche Kultur applaudiert heute lieber den Symptomen eine Revolte, statt sie zu bekämpfen – sie streichelt die Revolte zutode Davon zeugen Bestseller-Auflagen für die Beatnik-Propheten und goldene Schallplatten für Protestsänger.

Was übrigbleibt – in unserem Fall –: ein neues Vokabular für den Schlagerfreund.





Rückfall ins finstere Mittelalter

Folgendes geschah in der letzten Aprilwoche, im Zeitalter der Atome, der Elektronik und der Knappheit an Arbeitskräften:

Drei Bauschreiner, auch »Anschläger« genannt, aus Dübendorf (10 Fahrminuten von Zürich) begannen am Mittwoch mit ihrer Arbeit in einem Stadtzürcher Neubau. Prompt erschien am Nachmittag ein »Beobachter« und belehrte sie, auswärtige Anschläger dürften in Zürich nicht arbeiten. Am nächsten Tag war die Equipe der Dübendorfer Anschläger auf sieben Mann angestiegen. Sie sahen sich einem Stosstrupp von 30 stadtzürcherischen Berufs-»Kollegen« gegenüber, die sie hinderten, ihre normale Arbeit aufzunehmen. Am Nachmittag wurde die Festung bereits durch 50 Arbeitsverhinderer verteidigt und man liess die fremden Eindringlinge wissen, nötigenfalls würde die Besatzung am Freitag auf 300 Mann verstärkt, um mit allen Mitteln zu verhüten, dass ein Dübendorfer auf dem heiligen Boden der alten Reichsstadt Zürich sich als Anschläger betätige ...

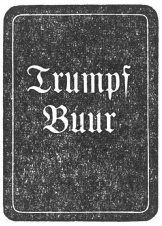
Es fehlte, nachdem bereits mit Kraftausdrücken nicht gespart worden war, nur noch, dass die angerückte Polizei die Dübendorfer vor Handgreiflichkeiten in Schutz hätte nehmen müssen. So weit kam es dann nicht: man einigte sich auf einen »Waffen- und Arbeitsstillstand« von 10 Tagen, um zu versuchen, den Krieg auf dem Verhandlungswege zu beendigen. 10 Tage, in welchen der Bau nicht fortschreitet, denn solange die Anschläger nicht fertig sind, können Elektriker, Maler, Tapezierer und andere nicht weiterfahren. Die Mieter dürfen ja einmal mehr warten ...

Wenn der Vorfall nicht gedruckt, schwarz auf weiss und unwidersprochen in der Zeitung gestanden hätte, würde man die Geschichte ins Reich der Märchen oder des finsteren Mittelalters verweisen. Wegen solcher Monopolmissbräuche ist die alte Zunftverfassung des Standes Zürich schliesslich gescheitert und hat der liberalen Wirtschaftsordnung weichen müssen.

Witzigerweise hat sich die geschilderte »Anschlägerei« ausgerechnet zu einem Zeitpunkt ereignet, als die 1.-Mai-Redner ihre Ansprachen vorbereiteten. Als Hauptreferent liess es sich der Altmeister der Demagogie, der schaffhauserische Stadtpräsident Bringolf, nicht nehmen, über die Teuerung vom Leder zu ziehen. Die Unternehmer wurden darüber belehrt, dass sie in Sachen Modernisierung und Rationalisierung noch manches zu lernen hätten. Herr Bringolf möge doch einmal über Modernisierung und Rationalisierung mit »seinen« Anschlägern eine kleine Schulstunde abhalten. Sie sind ja in einer ihm politisch und wirtschaftlich nahestehenden Gewerkschaft organisiert. Er kann ihnen dann ausrechnen, wie das Bauen verbilligt wird, wenn sieben Dübendorfer während zweier Wochen am Arbeiten verhindert werden durch 50 Zürcher, die, während sie mit ihrer Monopolistenaktion beschäftigt sind, keinen einzigen Nagel einschlagen.

Herr Bringolf wird dann vielleicht auch entdecken, dass diese Zürcher Monopol-Anschläger das Kunststück schaffen, eine Türe, die man heute in viel kürzerer Zeit anschlägt, zum gleichen Grundtarif (und selbstverständlich plus alle inzwischen eingetretenen Lohnerhöhungen) zu verrechnen wie zur Zeit, als man dafür noch mehrere Stunden benötigte. Er wird ferner entdekken, dass diese Monopolisten es auf diese Weise fertigbringen, Jahreseinkommen bis gegen 30 000 Franken zu verdienen. Und vor allem kann er sicher sein, bei den Mietern und allen, die unter der Teuerung leiden, auf ein kolossales Verständnis für sein 1.-Mai-Rezept zu stossen, das dahin lautet, es seien zur Bekämpfung der Teuerung »rücksichtslose Lohnforderungen« zu vertreten!

Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

Die Curta ist ein hochwertiges und leistungsfähiges individuelles Arbeitsinstrument. Sie multipliziert, dividiert, addiert, subtrahiert und eignet sich bestens für Kombinationen dieser Rechenarten, wie sie der Ingenieur, der Wissenschaftler, der Techniker oder der Statistiker immer wieder brauchen.

CURTA
Mod. I 8x6x11-stellig

CURTA
Mod. II 11x8x15-stellig

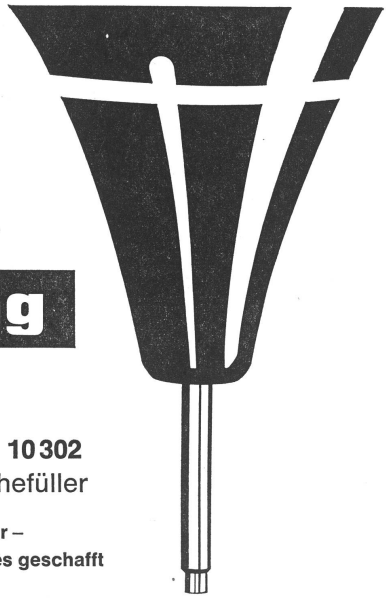
Vorführung und Verkauf:
SAB, Clausiusstrasse 35, Zürich

NEU:

Wir offerieren:

die erste

rotring



VARIANTSPITZE
0,1 mm nach VSM 10302
im Röhrchen-Tuschefüller

Was bisher unmöglich war –
wir haben es geschafft

Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10 302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG: **KAEGI AG**, Hermetschloostrasse 77, 8048 Zürich, Telephon (051) 62 52 11

Köstlich bis zum letzten Tropfen

...natürlich – rassiges, schäumendes

Zürcher Bier

Für Nachschub sorgen

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG, ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

® eingetr. Marke H 37

mit der eleganten Pinin-Farina-Karosserie und der epochemachenden BMC Konzeption:

FRONTANTRIEB — QUERMOTOR — HYDROLASTIC-FEDERUNG

Unübertroffene Sicherheit durch überlegene Strassenlage und Kurvenstabilität.

Mehr als 2 Millionen Fahrzeuge im Verkehr!

5plätzige Limousine, 4 Türen, 6/50 PS in SPEEDWELL-Ausführung mit Bremshilfe

Fr. 7580.– Fr. 8350.–

AUSTIN – EIN BMC PRODUKT
Über 300 BMC Servicestellen in der Schweiz

Generalvertretung:
EMIL FREY AG, 8021 Zürich
Badenerstr. 600, Tel. 051 54 55 00

Das Winterthurer Streichquartett. Relief von Lippmann-Wulf.

Quartett auf nächtlichen Schlössern

Ein Jubiläum der Serenaden auf Schloss Kyburg

Es gibt eine studentische Serenadenkommission, wer weiss es? – Musik steht am Rande des studentischen Lebens.

Eine studentische Kommission ist die Serenadenkommission zwar kaum: erstens weil sie nicht einmal einen Präsidenten hat, zweitens weil Studenten ihre Darbietungen kaum zu schätzen wissen – alle möglichen Leute freuen sich auf die antiquiert-romantischen Musikabende auf Schloss Kyburg und Rapperswil. Wer aber nicht das »Vademecum für Studierende« als sein »Leitmichstets« verwendet, kennt die Konzertagentur, über die die Studentenschaft der Universität Zürich verfügt, kaum.

Vor genau 36 Jahren, während des Hochsommers 1930 im Kreuzgang des Grossmünsters, kamen die Studenten in den Genuss der ersten für sie eigens veranstalteten Serenaden. Für die Organisation zeichnete der damalige »Vortragsausschuss« verantwortlich. Er hatte sich an die Verwirklichung grosser Pläne auf jedem Gebiet gemacht: »Auf künstlerischem Gebiet«, so berichtet uns Dr. E. Fueter, »war unter Mitbeteiligung der damaligen Schriftstellerin und Studentin Annemarie Schwarzenbach das ‚Europäische Montagstheater' als Weltbühne begabter junger Autoren geplant, woraus dann das Cabaret ‚Pfeffermühle' und ‚Cornichon' hervorgingen. Für die Malerei war eine grosse studentische Kunstausstellung vorgesehen. Für die Musik waren wir zuerst etwas ratlos, wenn auch die Idee von Serenaden vorlag. Sie nahm plötzlich absichtsvolle Gestalt an, als der Physiker Dr. Heesch vom Erfolg der akademischen Serenaden in München berichtete.«

Mit der Durchführung dieser »Grossmünsterserenade« wurde das verstärkte Winterthurer Streichquartett, damals noch unter Joachim Röntgen, betraut. Dem Unternehmen war ein so grosser Erfolg beschieden, dass sich die Studenten – auf Anraten des Cellisten Antonio Tusa hin, der heute noch mit dabei ist – ein Jahr später entschlossen, ihr Glück mit einer Serenade auf Schloss Kyburg zu versuchen. Sie feiert dieses Jahr ihr 35jähriges Bestehen. Sie und ihre Schwesterveranstaltung auf Schloss Rapperswil haben ihren unverrückbaren Platz in der Reihe musikalisch-»geselliger« Ereignisse der Studentenschaft gefunden.

Unlösbar mit den studentischen Serenaden verbunden ist der Name des weit über die Grenzen Winterthurs hinaus berühmten Winterthurer Streichquartettes, das in seiner jeweiligen Zusammensetzung alle Jahre hindurch bis heute den musikalischen Teil dieser geselligen Zusammenkünfte der Studenten bestritt. Von diesen ursprünglich ureigentlichen studentischen Festchen ist ausser der Organisation nicht mehr auch nur noch ein kleines Stück studentischen Kolorits übriggeblieben.

Die Kyburg-Serenade hat sich wegen ihres ungewöhnlichen Rahmens und des ausgezeichneten Spiels der Musiker im Konzertleben des verwöhnten Winterthurer Publikums fest eingefügt, während die Serenade auf Schloss Rapperswil für die Gegend beinahe das einzige bedeutende musikalische Ereignis während des Sommers darstellt.

Der erste Geiger und Konzertmeister des Winterthurer Stadtorchesters, Peter Rybar, hat während dreissig Jahren die Serenaden – und das Musikleben in Winterthur überhaupt – stark geprägt. Seine Ablösung als »erster Geiger« nimmt die Serenadenkommission zum Anlass, im »Jubiläumsprogrammheft« der diesjährigen Kyburger Serenade in Wort und Bild die ganz eigentümliche Atmosphäre der Musikabende einzufangen und Peter Rybar für seine lange Treue zu danken.

Die Serenadenkommission der Studentenschaft der Universität Zürich.

P.S Die diesjährigen Serenaden: *Kyburg:* Werke von Mozart, Schumann und Dvorak. Samstag 11. Juni 1966 (evtl. 18. oder 25. Juni). *Rapperswil:* Werke von Haydn, Beethoven und Dvorak. Donnerstag 23. Juni (evtl. 29. oder 30. Juni). *Heini Reimann*

Norwegen

Die Vereinigung der norwegischen Studenten in der Schweiz hat drei ihrer Professoren zu einer einwöchigen Norwegen-Reise eingeladen. Die Professoren hielten unterwegs an verschiedenen Universitäten Gastvorlesungen. – Schon seit 1859 – damals wurde zum Teil noch mit Kutschen gereist (oder mit Wikingerbooten rheinaufwärts?) – studieren »studiosi vagantes« in unserm Land. Heute sind es 450 an der Zahl, welche an allen Unis des Landes anzutreffen sind, hauptsächlich in Zürich, St. Gallen und Basel. Mit der Einladung der Rektoren G. Wolf-Heidegger aus Basel, F. Kneschaurek aus St. Gallen und Professor B. Thürlimann aus Zürich, wollten sie sich für die Ausbildung der vielen Norweger in der Schweiz erkenntlich zeigen. Wir gratulieren zu dieser Idee!

Der emigrierte westdeutsche Kabarettist in seiner Zürcher Vorstellung: »Es genügt nicht nur, keine Gedanken zu haben, man muss sie auch nicht ausdrücken können.«

Apotheke Oberstrass **Zürich 6**
F. Eichenberger-Haubensack Universitätsstrasse 9
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

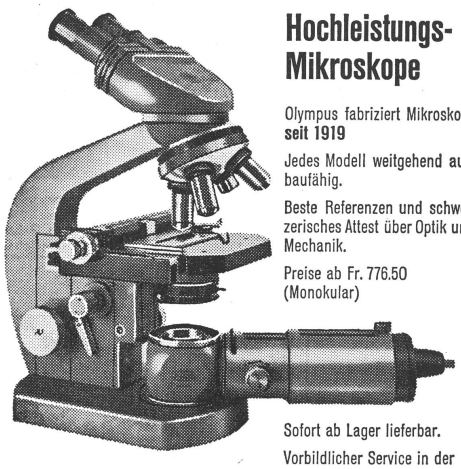
Die Miete eines Klaviers ermöglicht es Ihnen, ohne Risiko zu prüfen, ob Ihr Kind für den Musikunterricht begabt ist. Verlangen Sie unseren Prospekt «Miete» und lassen Sie sich über die Anrechnung der Mietbeträge beim späteren Kauf orientieren.

Jecklin
Pianohaus Zürich 1, Pfauen
Telefon 051/24 16 73

FREIHOFER
Buchhandlung für Technik und Wissenschaft
Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32

FREIHOFER
Buchhandlung für Medizin
Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope **seit 1919**

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

USBGS

SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses
Unione di Banche Svizzere
Union Bank of Switzerland

Ueber 90 Niederlassungen in der Schweiz

Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule **ETH** Arztgehilfinnenschule

happenings

Polen-Tschechen-Reise

Während der Sommersemesterferien organisiert der VSETH je eine devisenlose Austauschreise für Studenten nach Polen und der Tschechoslowakei. Diese haben zum Zweck, den Teilnehmern die Möglichkeiten zu Kontakten mit dem Land, der Bevölkerung und speziell mit den ausländischen Studenten zu geben.

Datum und Dauer:
Die Reise beginnt am 20. Juli und dauert 2½ Wochen bis zum 6. August 1966.

Kosten:
Der Preis beträgt Fr. 600.– bis 650.– (inkl. Fr. 100.– Taschengeld).

Anmeldung:
Definitive Anmeldung bis 10. Juni 1966 beim VSETH-Sekretariat. Gleichzeitig sind Fr. 150.– als Kaution einzuzahlen auf das Konto VSETH VIII 3257 Zürich. Der Empfangstalon muss der Anmeldung beiliegen.

Abmeldung:
Bei Abmeldung nach dem 10. Juni werden Fr. 20.– der Kaution für Administration abgezogen. Für allfällige sonstige Unkosten wird zusätzlich Rechnung gestellt.

Informationen:
Mitteilungen werden im Wochenkalender, im »Zürcher Studenten« und an speziellen Anschlägen publiziert.
In der Woche vor dem 10. Juni wird ein Orientierungsabend organisiert.

Wichtig:
Für beide Reisen ist ein *neuer, gültiger* Pass (roter Umschlag) notwendig. (Bitte frühzeitig besorgen wegen Visabezugs.) Allgemeine Auskünfte sind jederzeit auf dem Sekretariat des VSETH erhältlich.

Sportverband

Der Spielbetrieb ist im vollen Gange. 76 Fussballmannschaften kämpfen in über 220 Spielen um den Zürcher Hochschulmeister. 14 Korbball- und 18 Basketballteams streiten um die ZHSM-Nadel.

Im Volleyball haben sich leider nur 5 Mannschaften zum Turnier gemeldet. Schade, dass diese Disziplin in der deutschen Schweiz so wenig Beachtung findet! Dieses faszinierende Kampfspiel erfordert eine geschickte Ballführung, taktisches Können und grossen körperlichen Einsatz. Durch die Aufstellung bedingt, wird ein harter Mann-gegen-Mann-Kampf um den Ball vermieden. Dies gibt dem Spiel eine durchaus faire Note. Ferner ist die Möglichkeit, Verletzungen zu bekommen, geringer. Vielleicht gelingt es, im nächsten Semester vermehrte Freunde zu gewinnen, oder die Universität Zürich bringt gar eine Hochschulmannschaft zusammen? Interessenten können sich jederzeit beim Unterzeichneten in den ASVZ-Volleyball-Trainingsstunden, jeweils Mittwoch 13–14 h (für Anfänger und Fortgeschrittene) oder Donnerstagabend 20–21.30 h (Training der POLY-Hochschulmannschaft) melden.

Das spielerische Können steht auf erfreulichem Niveau, hat doch die Polymannschaft diesen Frühling dank intensivem Wintertraining in Genf den dritten Rang an der Schweiz. Hochschulmeisterschaft errungen!

Im Feldhandball ist der Bestand weiter zurückgegangen, auf zehn Mannschaften. Es ist dies sicher darauf zurückzuführen, dass kaum mehr 11 Mann für ein Team zusammengebracht werden können und zudem der interessantere und flüssigere Kleinfeldhandball stark im Aufkommen ist. Hoffen wir, dass bald vermehrte Plätze für Kleinfeldhandball erstellt werden, damit umgestellt werden kann und diese Spielart wieder einen Aufschwung erlebt.

Die bestimmten (nach Spielplan) Mannschaften werden *dringend gebeten*, die ihnen erteilten Aufgaben wie Platzzeichnen, Geld und Spielerkarten auf dem Büro holen, Goalnetze aufhängen etc. *frühzeitig* und *pflichtgemäss* zu erfüllen. Auf den Spielplätzen sind den Anordnungen der Platzwarte Folge zu leisten. Damit helfen sie, dass pünktlich begonnen werden kann und die Organisation reibungslos funktioniert.

Die Polyaner-Fussballer sind sehr aktiv und erfolgreich. Schlugen sie doch in einem Trainingsspiel den ersten FC Küsnacht (I. Liga) glattweg 3:1! In der Polymannschaft wurden 18 Spieler getestet für die Selektion der SHM-Spiele. Am *26. Mai 1966, 16.15 h*, spielt auf dem Sportplatz Mülligen/Schlieren die Mannschaft gegen *Uni Lausanne*. Alle Fussballfans sind für stimmliche Unterstützung herzlich eingeladen.

Bruno Dümmler
Hochschulsportlehrer

Lesesaalkommission

Wir sind dankbar!

Und zwar dem kantonalen Hochbauamt, das uns wieder einmal einen Wunsch prompt und zuvorkommend erfüllt hat. Ich erinnere daran, dass es ja den Lesesaal vor einigen Semestern bereits mit den eleganten Stühlen und Tischen ausgestattet hat.

Diesmal ging es darum, der Unübersichtlichkeit und dem Platzmangel im Lesesaal den Garaus zu machen. Wir suchten in mehreren Sitzungen, teilweise mit Hilfe von Herrn Stüssi als dem Abgeordneten des Hochbauamtes, nach dem Ei des Kolumbus. Schliesslich schälte sich als einfachste und billigste Lösung der Einbau von 16 Ersatzbrettern in das Gestell neben der Eingangstür heraus. Dadurch gewannen wir 48 neue Fächer, da wir pro Brett drei Ablagen buchen konnten.

Und eben diese sechzehn Ersatzbretter wurden uns vom kantonalen Hochbauamt beinahe postwendend in die Künstlergasse 15 geschickt (wo sich ja bekanntlich der Lesesaal befindet), und es freut mich sehr, dass nun die Lesesaalkommission einer kantonalen Baubehörde ein buntes Frühlingskränzchen des Dankes winden kann.

Wir benutzten den Einbau übrigens dazu, das gesamte Auflagesystem neu zu ordnen, und zwar so, dass während der nächsten Jahre genügend Platz für den übersichtlichen Einbau neuer Zeitungen und Zeitschriften da sein wird, wie zum Beispiel für den »Tip«, den wir neu für die Sportfreunde angeschafft haben.

Alle Beschriftungen wurden neu überholt; inländische Blätter sind durch blaue, ausländische durch rote Streifen auf den ersten Blick zu erkennen. Ausserdem unterteilten wir nach Sachgruppen, und zwar nach »Kultur und Unterhaltung«, »Wissenschaft und Sport« sowie »Politik und Wirtschaft«. Die letzte Gruppe gliederten wir zudem auf in »Europa«, »Schweiz« und »Asien, Afrika, Amerika«.

Präsident der Lesesaalkommission
Harro v. Senger

Zentralstelle

Einmalige Plattenaktion

Schlager 1

Begeisterst du dich für den grossen Romantiker *Johannes Brahms*, so kommst du in den Genuss folgender Werke, gespielt von den *Berliner Philharmonikern* unter der Leitung von *Herbert v. Karajan:* Die 4 Symphonien, das Violinkonzert (Solist Christian Ferras, Kadenz von Fritz Kreisler), die Variationen über ein Thema von Haydn und schliesslich das Deutsche Requiem (mit Gundula Janowitz, Sopran, Eberhard Waechter, Tenor, sowie dem Wiener Singverein, den Toscanini »il miglior coro del mondo« genannt haben soll).

7 Platten, 70 Fr.

Sogar der normale Preis der Kassette in der Zentralstelle, 130 Fr., liegt noch immer beträchtlich unter dem Ladenpreis!

Schlager 2

Liebst du mehr die Barockmusik, so entscheidest du dich für *Johann Sebastian Bach:*
Sämtliche Brandenburgische Konzerte (zusätzlich die Ouvertüren Nr. 2 in h-Moll und Nr. 3 in d-Dur), gespielt von den *Berliner Philharmonikern*, unter Leitung von Herbert v. Karajan mit erstklassigen Solisten.

3 Platten, 35 Fr.

Das Studententheater wiederholt zum letzten Mal:

Der Drache
von Jewgeni Schwarz

Aula des Gymnasiums Freudenberg
Freitag, 27. Mai, 20.00 Uhr
(Fr. 2.20 bis 6.60)

Korrektur

In der letzten Nummer des ZS haben wir auf Seite 12 fälschlicherweise das Semesterprogramm der Liberalen Studentenschaft überschrieben mit: Semesterprogramm der AGH. Wir bitten um verständnisvolle Zurkenntnisnahme!

Red.

Neu eröffnet!

SSR-REISECLUB

Jeden Samstagabend . . .

. . . steht unser Reiseclub allen, die am studentischen Reisen interessiert sind, offen.
Hier hast du die Möglichkeit, im Kreise Gleichgesinnter Erfahrungen auszutauschen, Auskünfte zu erhalten, einen gemütlichen Abend zu verbringen.
Jedesmal wirst du Leute antreffen, die schon diese Länder bereist haben, welche die SSR-Reisen organisieren oder die sich für die betreffenden Reisegebiete interessieren.

PROGRAMM:	Datum	Reisegebiet
	4. Juni	Irland / England
	11. Juni	Italien / Spanien / Portugal
	18. Juni	Türkei
	25. Juni	Griechenland
	2. Juli	Badeferien (Tremiti, Malta)
	9. Juli	Aegypten

Beginn: jeweils 20.30 Uhr. Ort: SSR-Keller, Leonhardstrasse 19

Auszug aus dem unveröffentlichten Benützungsreglement:
§ 18 **Jeder Reiselustige hat Zutritt, falls er sein Getränk und das Polyliederbuch mitbringt.**
§ 21 Ausnahmsweise kann das Klublokal auch vor Mitternacht verlassen werden.
§ 32 Klubbesucher, die **Gegenstände zur Ausschmückung des Klublokals** mitbringen, sollen in feierlicher Zeremonie besonders geehrt werden.

Theater am Hechtplatz

Wir suchen für die kommende Spielzeit

1. Kassier oder 1. Kassiererin

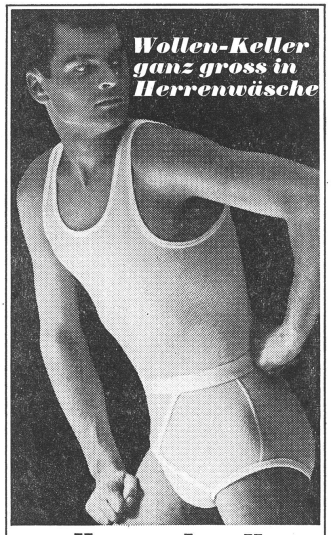
Interessante, selbständige und gut bezahlte Beschäftigung.
Interessenten melden sich telephonisch an 29 58 11, intern 3538.
Arbeitszeit täglich 15.00 bis 21.30 Uhr.

SWISSAIR

sucht einige Mitarbeiter für die »Buffetbereitstellung« auf dem Flugplatz als

Samstag- und Sonntag-Aushilfen

Schweizer verlangen bitte ein Anmeldeformular beim Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich, oder Tel. 84 21 21, intern 3133



wollen–keller
Zürich 1: Bahnhofstrasse 82 + Strehlgasse 4
Oerlikon: Schaffhauserstr. 331, eigene Parkplätze

Kostenlose Ausbildung als

Aushilfs-Taxichauffeur

sofern Sie uns einen regelmässigen Aushilfs-Einsatz bieten können.

Anmeldung und Auskunft täglich 18.00 bis 19.30 Uhr, **ausser** Sa. und So.
Büro Fortuna, Gutstrasse 161
8047 Zürich, Telephon (051) 54 11 13

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schifflände 24 und an der **Badenerstrasse 69**
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

City Service
Stadelhoferstrasse 36
8001 Zürich
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

Verschiedenes

SOLIDER COUCH zu verkaufen. 70.–. Tel. 47 83 79 abends.

MODELLEISENBAHNEN, vorzugsweise Spur 0, zum Tausch oder Ankauf. Willeboordse Henricus, Bleierstr. 25, Oberrieden, 92 28 64 nach 6 Uhr.

Ethik ohne Religion

Von Pfarrer Peter Vogelsanger (Fraumünster)

Nur zögernd entspreche ich einer wiederholten Bitte der Redaktion des »Zürcher Studenten«, mich hier zu den Ausführungen von Hans Joachim Kreimer phil. I (erschienen unter dem Titel *»Freies Leben ohne Religion.* Neues Christentum durch säkulare Auslegung des Evangeliums.« in Jahrgang 44, Nr. 1, S. 19 des »Zürcher Studenten«) zu äussern. So vieles wäre da zurechtzurücken, so viele Missverständnisse, schiefe Behauptungen und logische Widersprüche wären nahezu in jedem Satz zu korrigieren, dass ein Gespräch fast aussichtslos erscheint und eine sorgfältige Erwiderung einen Band erfordern würde. Doch es muss wohl sein, denn das Schweigen von seiten der Theologie wäre falsch und feig. Freilich hätte ich die Antwort gerne den Lehr- und Lernbeflissenen unserer theologischen Fakultät oder den Studentenseelsorgern beider Konfessionen an unsern Hochschulen überlassen, und ich gestehe, dass mich das Ausbleiben einer Reaktion auf Kreimers Darlegungen von dieser Seite enttäuscht. So bleibt mir nichts anderes übrig als in den Apfel zu beissen, wobei ich mich allerdings auf einige Kernpunkte beschränken muss.

Kreimers Ausführungen umkreisen die Gottesfrage, also das wichtigste Thema des christlichen Glaubens. Sie konzentrieren sich in der keck vorgetragenen Behauptung, der (von Kreimer selbst offensichtlich vertretene) Atheismus und die moderne theologische Entwicklung mindestens im Protestantismus würden immer mehr konvergieren, ein säkulares Christentum unter Verzicht auf alle religiösen Vostellungen und Begriffe, eine Ethik ohne Religion und Glaube seien das einzig zeitgemäss Vertretbare, und schliesslich sei Religion überhaupt eine Grösse, »deren Auflösung man nicht aufhalten sollte«. – Zu beanstanden ist schon der aggressive, spöttische, zuweilen ausgesprochen hochnäsige Ton, in dem Kreimer seinen hohen Gegenstand behandelt. Ich will ihm keine Belehrungen über Pietät und Respekt erteilen. Sie würden wohl auch wenig fruchten. Aber wer sich zu einem so selbstsicheren Urteil oder auch nur zu einem Diskussionsbeitrag über dieses Thema meldet, das immerhin eines der gewaltigsten der abendländischen Geistesgeschichte, Gegenstand einer immensen Denkbemühung der hervorragendsten Geister von Paulus und Augustinus über Thomas und Luther bis zu Karl Barth und Albert Schweitzer und essentielle Lebensgrundlage unzähliger Menschen mit höchster Leistung für die Menschheit gewesen ist, sollte sich dazu durch ein Minimum an Sachlichkeit und wohl auch Bescheidenheit legitimieren. Gleichsam vom ersten Satz an arbeitet jedoch Kreimer mit der üblichen Methode der marxistischen Dialektik, zuerst eine billige Karikatur der christlichen Glaubensvorstellungen darzubieten, diese so der Lächerlichkeit preiszugeben und dann in absprechenden Tönen dagegen zu polemisieren. Selbst vor den abgegriffensten Gemeinplätzen der marxistischen und atheistischen Glaubenskritik scheut er sich nicht: Religion sei »Opium für das Volk«, »eine grausame Geissel für so manches Gewissen«, so hat er es offenbar bei Lenin läuten gehört – man fühlt sich bei solchen Phrasen unmittelbar in Freidenkerversammlungen ältesten Stils zurückversetzt. Das ist entweder ein Verstoss gegen die intellektuelle Redlichkeit oder dann Mangel an Denkvermögen. Denn entweder hat man bei solchen Aussagen nicht im mindesten verstanden, was der eigentliche Gehalt des Glaubens ist, ganz abgesehen von seinen zeitgeschichtlichen Vorstellungen und Einkleidungen, oder man kennt zwar diesen Gehalt, gibt ihn jedoch absichtlich verzerrt wieder mit der Hoffnung auf negative Wirkungen des Zerrbildes. Das erschwert die Auseinandersetzung nicht wenig.

Das Mittelstück von Kreimers Aufsatz ist eine Reportage über das Buch des amerikanischen Theologen Paul M. van Buren »Reden von Gott in der Sprache der Welt« (Zwingli-Verlag 1966). Ich kenne dieses Buch nicht, habe nach dem, was Kreimer daraus zitiert, auch keine grosse Lust, es zu lesen. Das spielt jedoch hier keine Rolle. Ich kann nur nicht beurteilen, ob Kreimers Darstellung des Buches von van Buren zuverlässig ist oder ob er ganz einseitig darüber rapportiert und lediglich das daraus zitiert, was ihm Wasser auf seine Mühle zu sein scheint. Offensichtlich erhebt aber van

Pfarrer Peter Vogelsanger

Burens Buch den Anspruch, sowohl Bultmanns bekannte Forderung nach einer »Entmythologisierung der Evangelien« wie Bonhoeffers Parole einer »nichtreligiösen Interpretation der biblischen Begriffe« zu erfüllen. Ich kann nur erklären: sind Kreimers Zitate zuverlässig, so hat van Burens Buch mit dem, was man in der heutigen Theologie unter dem etwas schillernden Begriff eines »weltlichen Redens von Gott« versteht, wenig oder nichts zu tun, weil darin gerade das Entscheidende, nämlich Gott, fehlt. Dann ist van Burens Buch nichts anderes als einer der vielen seit Hegel immer neu ins Kraut schiessenden und nachgerade langweiligen Versuche, die zentralen christlichen Glaubensbegriffe unter Eskamotierung ihres eigentlichen und ursprünglichen Gehaltes auf ein paar unverbindliche Banalitäten oder ein paar philosophische Ideen zu reduzieren – und also weiter nicht interessant. Das Problem eines »weltlichen Redens von Gott« existiert sicher. Es ist heute als ein methodisches ernsthaft gestellt; das heisst als die Aufgabe, die zentralen Inhalte des christlichen Glaubens in einer Sprache, Bildhaftigkeit und Begrifflichkeit auszudrücken, wie sie dem Weltbild, der Vorstellungskraft und dem Existenzgefühl des heutigen Menschen entsprechen. Dies immer unter der Klausel, dass auch erkannt und anerkannt wird, wie jedes noch so modern scheinende Weltbild selbst höchst vergänglich und wandelbar ist und also keine ontologische Gültigkeit hat. Sonst landet man leicht bei einer Theologie, die sich ihren Denkhorizont etwa von Martin Heidegger bestimmen und beschränken lässt und von der christlichen Glaubensaussage nur noch das gelten lässt, was in diesem Heideggerschen Denkhorizont – in dem zu Zeiten bekanntlich auch Adolf Hitler mit all seiner Herrlichkeit einen weiten Raum einnahm – Platz hat.

Aber wie gesagt, das Problem ist gestellt, und zwar nicht erst heute. Schon Paulus hat es auf grossartigste und souveränste Weise angepackt mit seiner kühnen Hellenisierung des Christentums. Es stellt sich überhaupt immer wieder neu, wo die christliche Verkündigung lebendig ist. Die heutigen Lösungsversuche von theologischer Seite vermögen nur nicht ganz zu überzeugen. Entscheidendes Kriterium bei der Lösung bleibt nämlich die Frage, ob diese jeweilige Neuinterpretation der biblisch-christlichen Glaubensbegriffe in der Sprache und Vorstellung des jeweiligen Weltbildes eine legitime Explikation der ihnen zugrunde liegenden Substanz oder aber eine Entleerung dieser Begriffe zu blossen Chiffren und Symbolen darstellt. Und eben dieser fatale Fall scheint bei van Burens Interpretation der grossen Glaubensworte von der Menschwerdung, dem Kreuzestod, der Auferstehung, dem Abendmahl, des Gebets eingetreten zu sein. – In diesem Zusammenhang ist auch ein Wort gegen die ständige missbräuchliche Berufung auf den Märtyrer-Theologen Dietrich Bonhoeffer zur Rechtfertigung dieses ganzen Unternehmens längst fällig. Was Bonhoeffer mit seiner berühmten Forderung nach einer »nichtreligiösen Interpretation der biblischen Begriffe« gemeint hat, ist dem, was sich van Buren – immer nach der Wiedergabe Kreimers – geleistet hat, diametral entgegengesetzt. Bonhoeffers Postulat, in einer knappen Briefstelle aus dem Gefängnis einmal beiläufig ausgesprochen, von ihm selbst nie expliziert, heute aber endlos breitgewalzt, entstammt einer ausgesprochenen Notsituation der Kirche. Bonhoeffer sah vor sich visionär die Möglichkeit, dass das Christentum in einer säkularisierten, entchristlichten und antichristlichen Welt seine Botschaft dermassen mit der Sprache der Welt tarnen müsste, dass es gleichsam völlig untertaucht, um gerade dadurch zu überwintern und neue Glaubwürdigkeit und Kraft zu gewinnen. Diese »nichtreligiöse Interpretation« ist aber für Bonhoeffer selbstverständlich gebunden an eine strenge Wahrung der Substanz der Glaubensaussagen, ja sogar an eine eigentliche Arkandisziplin der christlichen Kirche in einer Zeit des erzwungenen Schweigens. Und jedenfalls geht es nicht an, heute aus der Not eine Tugend zu machen und diese aus den Katakomben geborene Forderung zu einem allgemeingültigen Rezept für die christliche Verkündigung anzupreisen.

Doch kehren wir zurück zum Rahmen, in den Kreimer seine Reportage über van Buren stellt und der offenbar, zusammen mit den Neben- und Untertönen, die auch im referierenden Teil mitschwingen, seine eigene Auffassung von theologischen Dingen wiedergibt. Im apodiktischen Stil wird hier das Ende des sogenannten Theismus, also des traditionellen christlichen Gottesglaubens verkündigt. Ganz neu ist diese Proklamation ja wirklich nicht. Neu sind auch nicht die etwas allzu einfachen Gedankengänge, mit denen Kreimer schon gleich in den ersten Sätzen gegen den christlichen Gottesbegriff argumentiert: Gott sei weder im empirischen Sinne unserer Welterkenntnis erkennbar noch sei sein Dasein und Wirken beweisbar; also werden flugs »alle Vorstellungen, die das Wort Gott begleiten«, »ganz und gar als Ausfluss menschlicher Einbildungskraft« deklariert. Und von dieser Deklaration behauptet Kreimer, sie habe sich auch unter den Theologen durchgesetzt. – Zunächst ein Wort zur Logik dieser Argumentation. Aus der selbstverständlichen und von keinem Denkenden bestrittenen, sondern gerade von einer gutberatenen christlichen Theologie stets energisch vertretenen Erkenntnis, dass Gottes Dasein nicht erkennbar ist wie das des Zürcher Hauptbahnhofes oder des Matterhorns, dass dieses Dasein ebenso selbstverständlich nicht »objektiv beweisbar« ist wie ein mathematischer Lehrsatz, wird geradlinig auf die Nichtexistenz Gottes geschlossen. Was für herrliche Perspektiven eröffnen sich einer solchen Logik! Mit der gleichen Kurzschlüssigkeit wollte ich ungefähr sämtliche Fakten und Voraussetzungen der Geistesgeschichte wegargumentieren, weil sie sich nicht mit den Mitteln mathematisch-naturwissenschaftlicher, also empirischer Wahrheitsfindung erfassen lassen. Und was Gott betrifft: hat nicht gerade die christliche Theologie jederzeit, wo sie auf der Höhe ihrer echt wissenschaftlichen Aufgabe stand, betont, dass es sich beim Dasein Gottes per definitionem um ein unser Fassungsvermögen schlechthin übersteigt.

Fortsetzung auf Seite 19

Die frechen Lieder des Franz-Josef Degenhardt

»DIE HENKER BÜRSTEN IHRE ROBEN«

Ich werde jetzt ziehn, Kumpanen, und kann mich erholen
von diesem Land, vom Rhein gespalten bis nach Polen,
dem Land, von meinem roten Sangesbruder Biermann drüben
mit einem Arsch verglichen, das wir trotzdem lieben,
auch, wenn wir beide nicht von Maas bis Memel singen.
Aus diesem Land mit seinen hunderttausend Dingen,
den schönen Mädchen, Wäldern, Bieren, vollen Scheunen,
den Führungskräften, Sonntagsworten und den Todeszäunen,
aus diesem Land zieh ich jetzt fort, kann mich verschnaufen,
Kumpanen, darauf wollen wir noch einen saufen.

Kumpanen, ihr aus den Provinzen vor den Zäunen,
verfresst euch nicht, trotz eurer übervollen Scheunen.
Das In-den-Spiegel-Gucken, Grinsen, Zwiebelschneiden,
ein bisschen Job und Jazz und Sex und Krach-Vermeiden,
das alles reicht nicht mehr. Man ist schon bei den Proben.
Die Henker bürsten grinsend ihre alten Roben.
Verstellt die Weichen, wenn sie Züge rückwärts schalten,
so lang, bis sie sich wieder an den Fahrplan halten.
Dass wir uns wiedersehn im gleichen freien Haufen,
Kumpanen, darauf wollen wir noch einen saufen.

Adieu, Kumpanen, ich zieh in ein andres Land.

DER WEINTRINKER

Ich möchte Weintrinker sein,
mit Kumpanen abends vor der Sonne sitzen
und von Dingen reden, die wir gleich verstehn.
Harmlos und ganz einfach meinen Tag ausschwitzen
und nach Mädchen gucken, die vorübergehn.

Ich möchte Weintrinker sein
und nicht immer diese hellen Schnäpse saufen,
nicht von Dingen reden, die nur mich angehn,
mir nicht für zwei Gläser Bier Verständnis kaufen,
nicht mit jenen streiten, die an Tresen stehn.

Ich möchte Weintrinker sein . . .

Dem Kleinen Studentenrat der Universität ist ein glücklicher Fang gelungen: Auf Freitag, den 3. Juni ist es ihm geglückt, den bundesdeutschen Bänkelsänger Franz Josef Degenhardt nach Zürich zu holen. Intelligent, frech, witzig, frivol, hin und wieder politisch engagiert, so ist der Barde in Deutschland bekannt. Seine Lieder sind einfach, klar und sangbar: Er ist der deutsche Chansonnier Nummer eins. Kennern ist Franz Josef Degenhardt auch in der Schweiz ein Begriff: Seine LPs »Balladen zwischen null Uhr null und Mitternacht« und »Spiel nicht mit den Schmuddelkindern« sind ausverkauft. Zweimal wird Degenhardt in Zürich singen. Als Sondervorstellung nur für Studenten gratis (die Studentenschaft deckt die Unkosten) im Auditorium III der ETH um 19.30 Uhr und als »Midnight-Veranstaltung« um 23.30 Uhr im Hechtplatztheater.

Schnaps oder Wein – ein Quantum Alkohol braucht Franz Josef Degenhardt, 34, Assistent am Saarbrücker Institut für Europäisches Recht und Vater von drei Kindern, um nach Feierabend als Sänger und Dichter wirken zu können. Mit seinen Abend-Liedern hat sich der korpulente katholische Westfale in der vordersten Reihe der gitarreschlagenden Vokalisten aufgestellt.

Auf einfache, von »folkloristischen und jazzigen Motiven« (Degenhardt) durchsetzte Melodien mit »zum Nachsingen geeigneten Refrains« artikuliert der Assessor, was »Nachbarn hinter der Gardine«, »die Fürsorgerin beim Hausbesuch« und »der Friseur beim Fassonschnitt« hören und beobachten. Degenhardt: »Was ich singe, soll nicht erregend neu sein, es soll schön klingen.« Nächstes Projekt des Euphonikers: eine Langspielplatte mit vertonten Versen von Martin Opitz, Heinrich Heine und Walther von der Vogelweide. Titel: »Degenhardt singt alte Meister«.

Gleichzeitig will Degenhardt aber auch an seiner wissenschaftlichen Karriere arbeiten. Nach der kürzlich bestandenen Promotionsprüfung (Dissertationsthema: »Urteilsauslegungs- und Urteilsberichtigungsverfahren vor dem Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften«) rüstet sich Degenhardt für die Habilitation. (DER SPIEGEL)

Ertragen Sie eine mitunter unbequeme Zeitung ?

ein kampffreudiges Organ, das uns Schweizer durch unverblümte Kritik und lebendige Fragestellung am Einschlafen hindert? . . .

ein Blatt, welches durch zum Teil unbequeme Beiträge immer wieder Ihr Urteil herausfordert? . . .

eine unabhängige Presse, welche wohl informiert und interpretiert, aber von Ihnen erwartet, dass Sie sich selber eine Meinung bilden? . . .

eine im ursprünglichen Sinne liberale Zeitung, die unserer Freiheit dienen will, indem sie — mit Verantwortung — von dieser Freiheit ausgiebig Gebrauch macht; die lebendige Auseinandersetzung fördert und Vorurteile, Gleichmacherei und Intoleranz bekämpft? . . .

ein Blatt auch, dessen Redaktoren nicht an geistigem Hochmut kranken und frei von sturem Ernst (bei aller Ernsthaftigkeit ihrer Anliegen) eine amüsante, farbige und witzige Zeitung schreiben?

Ja?

Die »Zürcher Woche« sucht Sie!
Die »Zürcher Woche« braucht denkende Leser!

Ich abonniere die »Zürcher Woche« für 1 Jahr

Sympathiepreis für Studenten

Fr. 15.– statt Fr. 22.– = 31,8% Rabatt, dazu zwei Monate Gratislieferung

Frl./Herr: _____

Strasse: _____

Ort mit Postleitzahl: _____

Bitte einsenden an Zürcher Woche, Postfach, 8027 Zürich

BÜCHER

für Ihr Studium aus allen Wissensgebieten

Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler die ausführlichen Verzeichnisse

VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

Nebenverdienst durch Beschäftigung als

Aushilfstaxichauffeur

Bedingung: Ausweis Kategorie B und gute Stadtkenntnisse.

Anmeldung und Auskunft durch
A. WELTI-FURRER AG, Abt. Personentransporte, Müllerstrasse 12, 8004 Zürich, Telephon 25 66 44.

PANEUROPA Reisen für 18- bis 28-Jährige

Mit Liegewagen-Sonderzug, Flugzeug und Schiff zu den

50 schönsten Ferienzielen Europas

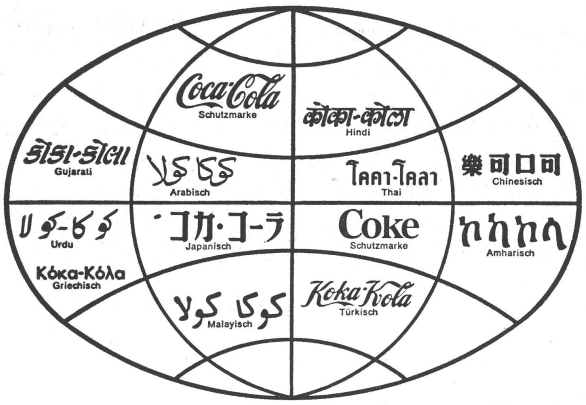
Hotelaufenthalte unter jungen Menschen mit viel Unterhaltung, Tanz, Ausflügen. Freie Urlaubsgestaltung. Farbkatalog kostenlos durch

ENGO TOURS REISEBÜRO

8001 Zürich
Haus Café Alba, 4. Stock, Lift

Bahnhofstrasse 76
Tel. 27 98 40

CAU-661 d



Sie brauchen weder Malayisch noch Japanisch zu lernen.
Aber Sie sollten wissen:
Rund um den Erdball sagt man für COCA-COLA auch

Coke

Die Welt sagt COKE

Warum? Ganz einfach. COCA-COLA ist für viele Menschen wie ein guter Freund. Und Namen von Freunden kürzt man in der Umgangssprache gerne ab. So ist es nur natürlich, dass COCA-COLA, das in aller Welt bekannte und beliebte Erfrischungsgetränk, auch einen Kurznamen erhielt: COKE. Schon seit Jahrzehnten sagt man vielerorts für COCA-COLA einfach COKE. Wie von selbst verbreitete sich die Kurzform COKE rund um den Erdball. Millionen Menschen sagen heute für COCA-COLA einfach COKE.

So schuf der Volksmund ein Warenzeichen. In Gesprächen, Inseraten, Plakaten und im Fernsehen begegnen Sie heute COKE. Denn COKE ist wie COCA-COLA rechtlich geschützt.
Eines ist klar: Ob Sie nun COCA-COLA oder COKE bestellen — Sie verlangen damit das bekannteste und meistgetrunkene Erfrischungsgetränk der Welt. Und Sie dürfen darauf bestehen, dass Ihnen nur COCA-COLA und nichts anderes vorgesetzt wird. COCA-COLA oder COKE. Je nachdem — wie Sie es lieber nennen.

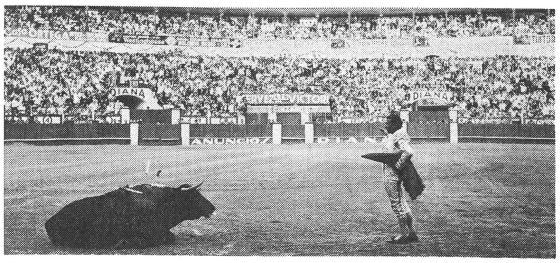
TRINK Coca-Cola LIMONADE GAZEUSE

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

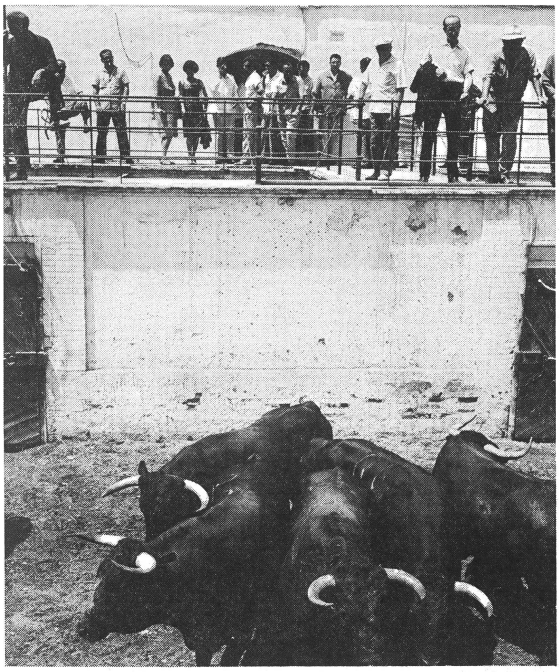
A los Toros

Bildreportage von Bruno Kammerer



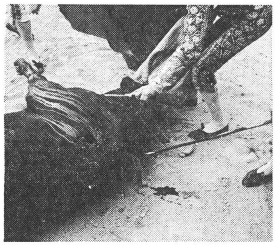
Madrid; eine typische Stellung von Antonio Ordoñez: Triumph über das getötete Tier. Ordoñez stammt aus einer grossen Torerodynastie; sein Grossvater war Torero und sein Vater war Torero (übrigens befreundet mit Hemingway, in dessen »Fiesta« er Vorbild für die Titelfigur war. Der Enkel Antonio Ordoñez soll Vorbild sein für die Titelfigur in einem nachgelassenen Werk Hemingways, das dereinst »Blutiger Sommer« als Ueberschrift tragen soll.

Die Plaza de Toros »Las Ventas« in Madrid, eingeweiht 17. Juni 1931, bietet 23 000 Zuschauern Platz. Die bedeutendsten Kämpfe finden im Mai während der Feria San Isidro statt und sind immer ausverkauft. »Las Ventas« ist das Zentrum des Stierkampfes in Spanien. Während der Kämpfe wird keine Musik gespielt (sonst ist jede Arena auf ein gutes Orchester stolz). Die Eintrittspreise liegen zwischen 7 und 75 Fr. Mitten in der Arena erkennt man Paquo Camino bei einem »natural«, der »Grundfigur« im Spiel mit der Muleta.



Auf der Ganaderia des Samuel Flores in Castilia (Madrid). Die zum Kampf auserwählten Tiere werden von der Herde abgeschieden, indem sie mittels langer Stangen durch ein Labyrinth von Corales getrieben werden.

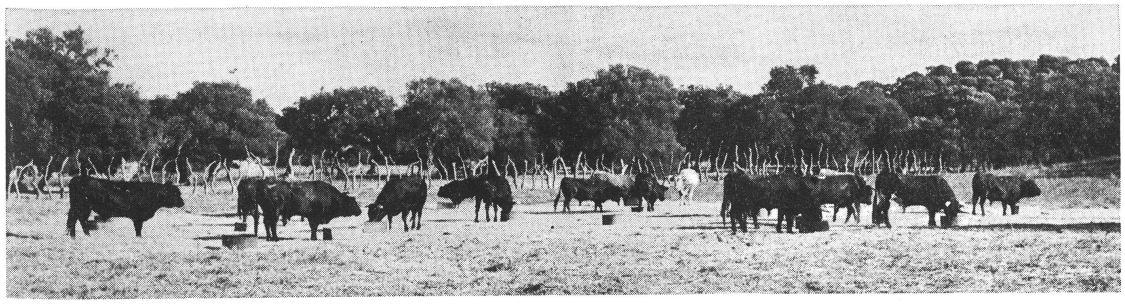
El Paquiro (rechts), die Muleta in der Linken, nach dem Todesstich mit der Espada. Einer seiner »Peones« wird den Novillo, den Jungstier, mit der kurzen Puntilla erlösen.

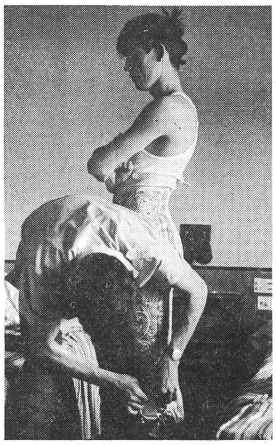


Oben: Paco Camino aus Sevilla bei seiner Spezialität, der Chicuelina mit der Muleta.

Rechts, von oben nach unten: Mit einem Kuss dankt Antonio Ordoñez dem toten Tier für den mutigen Kampf. / An den kurzen Banderillas (⅓ der üblichen Länge) hat der Banderillero sein besonderes Können beweisen müssen. / Manuel Cano »El Pireo« wird von seinem Degenträger im Hotelzimmer zum Kampf eingekleidet. Mit einer Ahle wird die Hose des »Trase de Luces« um die Unterschenkel ganz eng angezogen.

Unten: Auf der Ganaderia der Herederos de d. Carlos Nuñez. Bis zum Kampf mit ca. vier Jahren leben die 850 Tiere der Farm in völliger Wildnis auf den ausgedehnten Weideflächen. Von ihrem zweiten Altersjahr an erhalten sie Spezialnahrung, die in Kübeln auf dem ganzen Gelände verteilt wird.





Eusi Meinig

Zürcher Sozialdemokraten auf neuem Kurs

Wir haben Ihnen im letzten Inserat die Türe zum internen Geschehen in der Zürcher Sozialdemokratie geöffnet. Am Parteitag vom 22. Mai haben die über 260 Delegierten der Kantonalpartei dieser Türe noch einmal einen Stoss gegeben.

In siebenstündiger Beratung wurden neue Statuten beschlossen, die es erlauben, die Parteiarbeit rationeller, noch demokratischer und grosszügiger zu gestalten. Nach einem ausführlichen Referat von Nationalrat Ueli Götsch »Die Sozialdemokratie in der pluralistischen Gesellschaft« fand eine eingehende Diskussion über die künftige Politik der Sozialdemokraten statt. Dabei wurden mit überwältigender Mehrheit zwei entscheidende Beschlüsse gefasst:

Wissenschaftliche Studiengesellschaft

Nach einer längeren Vorbereitungszeit konnte die kantonale Parteileitung dem Parteitag beantragen, es sei eine Gesellschaft zu gründen, die es den Fachleuten inner- und ausserhalb der Sozialdemokratie erlaube, auf direktestem Weg eine Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik herzustellen. Schon jetzt können Anmeldungen dem Parteisekretariat zugeleitet werden. Diese Studiengesellschaft soll aber nicht etwa von der Partei gegängelt werden, sondern eine unabhängige Rolle spielen können. Sie soll ein freiwilliger »brain-trust« werden, dem aber die Mittel einer grossen und modernen Partei zur Verfügung stehen, um einmal erarbeitete Thesen auch wirksam einsetzen zu können.

Bereitschaft zur Zusammenarbeit

Aus der Zeit der Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital bestand in der Sozialdemokratie die Tradition des Alleinganges. Selbst schwierigste Majorzwahlen wurden ohne Koordination mit anderen Gruppen durchgeführt. Bei der starken Aufsplitterung der politischen Parteien führte das aber dazu, dass auch sie keine wirksamen Alternativen mehr anzubieten hatte, da sie allein zu schwach war, auch ein noch so gut vorbereitetes Sachprogramm und noch so gute Kandidaten durchzusetzen. In einem Beschluss wird nun die Parteileitung beauftragt, Mittel und Wege zu suchen, mit anderen Gruppen »links von der Mitte« zu verhandeln, um aktionsfähige Mehrheiten zu bilden. Mit andern Worten, es soll Bewegung in die zürcherische Politik gebracht werden, und die Sozialdemokraten sind bereit, dafür auch Opfer zu bringen.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

BRAHMS AKTION BACH

4. Sinf. Violinkonzerte
Deutsches Requiem
DGG. Berl.

Brandenburgische Konzerte
DGG. Karajan Berl. Phil.

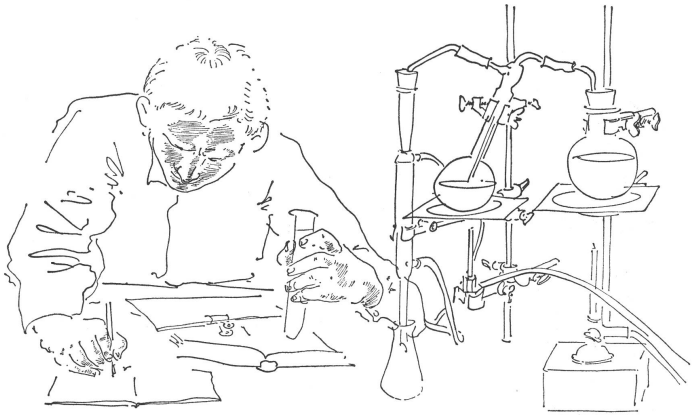
FABRIKNEUE ORIGINALKASSETTEN

zum einmaligen Preis von 70.– 35.–

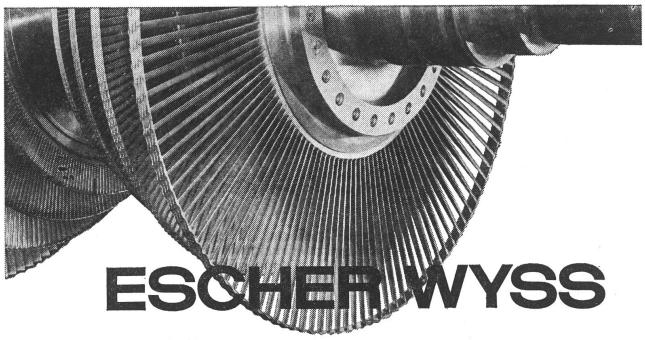
(solange Vorrat)

BEI DER ZENTRALSTELLE

C I B A



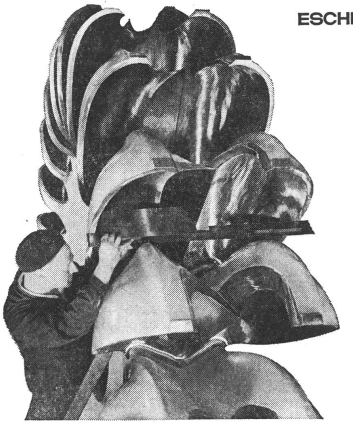
Für hochwertige chemische Spezialitäten —
Heilmittel, Farbstoffe,
Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe,
Schädlingsbekämpfungsmittel,
photochemische Produkte —
bürgt die weltweite Forschung der CIBA



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Gesprächsdauer unbeschränkt

Jörg Kaufmann

Die Redaktion hat versucht, nachfolgende Geschichte zu kürzen, weil sie sich ja grenzenlos banal und schleppend dahinzieht. Doch, horribile dictu, die Redaktion hat versagt: »... und kürzte kein einziges Wort«, war die Bilanz. Wertlose, glänzende Glasperlen sind aufgereiht an einem dünnen Nylonfaden zu einer langen Kette: Weh aber dem, der sie zu zerschneiden trachtet. Eine reizende Kette für junge Mädchen (und ihre Verehrer).

Hanspeter Ziegenhals staunte nicht schlecht, als an einem Sonntagmorgen ein buntgekleideter Handorgelspieler an der Haustüre vorsprach und ihn bat, seine Witwe zu heiraten. Als Hanspeter aber, eine halbe Stunde später, gleich nach dem tödlichen Unfall des Spielmannes, die weinende, glutäugige, schwarzhaarige Schönheit erblickte, stand er nicht an, sie zu ehelichen.

Er empfand es als nicht sehr störend, dass seiner wundersamen Gattin in gewissen hellen Mondnächten zierliche Flügelchen wuchsen und sie für einige Stunden durch den sonst unbenutzten Kamin entschwand. Und als ein von ihm bislang unbeachteter Herr ein allzu gieriges Auge auf seine Frau warf, erschoss er ihn kurzerhand im Duell. Da Duelle – wie alles andere – in unserem niederträchtigen Jahrhundert verboten sind, rechnete Hanspeter mit Schwierigkeiten und liess sich von seiner Gemahlin eine Tarnkappe überstreifen, damit er für einige Zeit unsichtbar sei.

Wer das Vorstehende aufmerksam gelesen hàt, wird finden, dass da gerade gar nichts mit rechten Dingen zugehe. Was aber geht schliesslich mit rechten Dingen zu? Vielmehr ist die Geschichte zu schön, um wahr zu sein. Vorausgesetzt, man definiere »Schönheit« wie jener irregeleitete, ausgetrocknete Teil der Menschheit, der sich seit Jahrtausenden bemüht, sie in steinernen Gebilden zu finden.

Nein, diese Geschichte gehört zu denen, in welchen das Glück nicht mit Friede und Harmonie gleichgesetzt wird. Ich habe das Wort »Märchen« nicht verwendet, um nicht auch noch meinen letzten Leser zu verlieren. Jenen nämlich, der sich nicht – wie die vorher schon verlorenen – bei diesem Wort mitleidig lächelnd abwendet, sondern findet, ein Märchen sei etwas so wunderbares, dass es vermessen und vergeblich wäre, es niederschreiben zu wollen. Dieser Leser ist wohl sogar eine Leserin. Ist nicht jedes Märchen letzten Endes für die Seele einer Frau bestimmt?

Kehren wir aber zu unserem Paar zurück. Hanspeter hat inzwischen sein Exil im Unsichtbaren beendet. Wir können diese Zeit unbeschadet überspringen. Was ein Unsichtbarer für mannigfache Scherze unternehmen kann – darüber gibt die einschlägige Literatur Aufschluss. Zudem reicht die Phantasie eines jeden, der gelegentlich gerne unsichtbar wäre, aus, sich diesen Zustand, und was er in ihm täte, auszumalen. Es erübrigt sich also, zu beschreiben, was Hanspeter getan hat. Dadurch erspare ich jenen eine Enttäuschung, die etwas anderes angenommen haben. Hanspeters Unsichtbarkeitsperiode war nicht ungewöhnlicher als seine anderen Erlebnisse. Eine Frau merkt im Dunkeln übrigens nicht, ob der Mann, der sie liebt, unsichtbar sei – es sei denn, sie wisse es zum vornherein.

Eines ist trotz allem erwähnenswert und für den weiteren Fortgang der Geschichte, den ich hiermit androhe, wichtig: Die ehemalige Spielmannswitwe lehrte ihren neuen, zur Zeit unsichtbaren Gatten das Handorgelspiel. Und ich kann mich trotz meiner gemachten Versprechungen nicht enthalten, das zufriedene Staunen jenes Hundes zu vermerken, der eines sonst grauen Herbstnachmittages eine lustig spielende Handorgel vor seinen Augen vorüberschweben sah. (Hanspeter vermied es sorgfältig, menschlichen Augen diesen Anblick zu servieren.) Von da ab glaubte der Hund wieder fest daran, dass er den Mond doch eines Tages durch Heulen herunterholen könne.

Aber ich schweife ins Unendliche ab. Fassen wir kurz zusammen.

1. Hanspeter ist sichtbar.
2. Er kann Handorgel spielen.
3. Die Liebe ist eine unbezwingliche Macht, die selbst im Unsichtbaren wirkt.

Wer sich diese drei wesentlichen Punkte vergegenwärtigt, wird also nichts Un- oder Aussergewöhnliches feststellen können.

Heute ist Markttag. Die Handorgel (Jawoh! Ich kann mich enthalten, »Zauberhandorgel« zu schreiben.) baumelt von Hanspeters Schulter, die rote Seide von Claudias (habe ich schon erwähnt, dass sie Claudia hiess? Wer sie sähe, wüsste, dass sie nicht anders heissen könnte) Kleid knistert, während sie sich durch die engen Gassen zwischen den farbigen Buden zwängen und nach einem günstigen Platz für ihren Musikvortrag spähen.

Da ist dieser Platz schon. Schön kreisrund, nicht zu gross, nicht zu klein. Hanspeter schwingt die Orgel von der Schulter. Claudia zaubert ihm rasch einen prächtigen dicken Teppich unter die Füsse. Niemand unter dem sich langsam neugierig sammelnden Volk findet dabei etwas Ungewöhnliches, denn Zaubern gehört im heutigen Show-Business zu den selbstverständlichen und gering geachteten Voraussetzungen. Warum sollte etwas erstaunlich sein, das täglich auf der Mattscheibe eines Fernsehapparates fertiggebracht wird? Und in der Budenstadt fällt sogar die Schwierigkeit der drahtlosen Uebermittlung weg. Nur die Technik ist schwer zu meistern, weil sie kompliziert ist.

Inzwischen hat Hanspeter begonnen, den Regenbogen seines Handorgelbalges zu entfalten und die Luft pfeifend, zischend, aber auch tönend durch die Klappen strömen zu lassen. Die Messingzüngelchen in der Orgel lecken eifrig den Luftstrom, vibrieren vor Entzücken über die alkoholisierte Budenstadtluft, fühlen sich als berauschte Nachtigallen und krächzen wehmütig vielstimmig eine beschwingte Weise.

Es lässt sich nicht leugnen, dass sich gewisse falsche Töne hämisch quietschend wie kleine Schweine in Hanspeters Spiel einschleichen. Aber lernen doch Sie einmal Handorgel spielen, wenn Sie unsichtbar sind! Da sehen Sie nicht, welche Tasten Ihre Wurstfinger drücken! Ein Teil der Disharmonien geht übrigens wahrscheinlich auf Konto des Instrumentes selbst, welches, als sein früherer Besitzer, Claudias erster Mann, getötet wurde, ebenfalls unter die Räder des chromblitzenden Amerikanerwagens geriet.

Die falschen Töne hindern indessen die entzückten Zuhörer auf dem kleinen runden Platz nicht daran, ihre Geldstücke in Claudias umhergereichten Blechteller zu entrichten. Die Ohren jener nämlich, die durch die Misstöne (und ich betone noch einmal: Es waren nur wenige Misstöne) gestört hätten werden können, werden durch deren entzückte Augen korrigiert: Jeder, dem Claudia entgegenlächelt, vermeint, aus der Orgel etwelche darin versteckte Engelein singen zu hören. Ein einziger quittiert die falschen Töne mit hämischem Grinsen. Claudias Erscheinung verfängt bei ihm nicht, denn er ist blind. Die falschen Töne hört er als Fachmann besonders gut: Er ist Drehorgelspieler. Da er somit ein Konkurrent Hanspeters ist, hört er wohl zum vornherein falsche Töne. Das spielt aber keine Rolle, denn er ist so arm, dass er ohnehin nichts gegeben hätte.

Auch Hanspeter ist arm an Geld, sonst würde er hier nicht Orgel spielen.

Immerhin ist der Blechteller nach einigen Minuten so voll, dass es für ein gutes Abendessen reichen wird.

»Was heisst arm usf.!« wird der kritische Leser hier einwerfen. »Warum verkaufen die zwei Landstreicher nicht den kostbaren Teppich unter ihren zerrissenen Schuhen?« Voreilig und unüberlegt! Wie nennen sich die Zauberer heutzutage? Illusionisten! Der Teppich besteht natürlich aus Illusion, und davon hat niemand gefressen. Bleibt nur die Handorgel aufzupacken.

»Fisch ist meine Leibspeise!« schwärmt Hanspeter und bewundert den wohlgefüllten Sammelteller, dessen Inhalt ihm diesen Fisch nun vom Himmel herunterholen kann. Pardon! Es gibt auch Fische im Wasser. Sogar mehr als in der Luft. In der Luft gibt es sogar fast gar keine. Aber was wollen Sie mich auf eine Redensart festnageln. Sie haben recht! Verdammt nochmal! Hanspeter hat Hunger. Er greift die Schnapspulle aus der Rocktasche und nimmt einen Apéritif. Nun brennt sein leerer Magen höllisch. Brennt nach Fisch. Natürlich weiss Hanspeter längst, dass auch Claudias Leibspeise Fisch ist. Deshalb ist sein obzitierter Ausspruch nicht so egoistisch, wie es vielleicht im ersten Augenblick geschienen hat.

Hanspeter ergreift sanft Claudias Arm, und zusammen steuern sie, dem Geruch folgend, der ihnen wie tranige Meeresflut entgegenbrandet, dem Fischmarkt zu.

»Fische mit dem Ring des Polykrates!« ruft eine alte Hexe hinter einem düsteren Bretterstand. »Greifen Sie zu! Garantiert echt. Grösse des Ringes im Fischbauch je nach Preis verschieden!«

»Werden wohl made in Germany sein, diese Fingerringe!« spottet Hanspeter halblaut. »Man kennt ja diese Billig-Jakob-Ware.«

Aber die billige Jakobine hat die Kritik mit Argusohren gehört und vermerkt sie übel. »Verflucht sind die Zweifler!« krächzt der zahnlose Mund hinter der vom Budendach baumelnden, rauchenden Petrollaterne. »Habe ich nicht recht, Nepomuk?« Der riesige schwarze Kater, dem die Worte galten, springt von der Schulter des Fischweibes, vor die Füsse Claudias, die sich enger an Hanspeter schmiegt.

»Erschrecken Sie nicht, Fräulein«, beruhigt die Hexe. »Nepomuk beisst nicht. Seine Leibspeise sind grüne Papageien. Und ich bin heute gut gelaunt. Deshalb will ich euch aufklären.

Meinen Sie, der Fall des Polykrates sei einmalig? Und all die fliegenden Holländer, die sich mit irgendeiner Elida vermählen, indem sie einen Ring in die See schmeissen? Das gibt im Laufe der Jahre eine hübsche Anzahl Viecher mit Ringen im Bauch. Und alle hundert Jahre sammle ich all diese Fische. In den Brockenhäusern der ganzen Welt werden sie in einem Hinterzimmerchen für mich reserviert. Darum finden Sie in den Brockenhäusern selten was rechtes, nur gesiebte Ware.

Meine Ware aber ist reell. Und wenn Sie an Fisch nicht interessiert sind: Dürfen's vielleicht ein paar Austern sein, mit Perlen aus echten Tränen.«

»Fisch ist unsere Leibspeise!« entgegnet Hanspeter ungerührt. »Und wir sind hungrig. Geben Sie mir diesen da. Hoffentlich hat er keine Silberschuppen oder Rubinaugen. Will mir nicht wegen Ihrer Zaubereien einen Zahn ausbeissen.«

Schreiben ist schön. Man kann dazu trinken. Wenn aus diesem Grunde die Geschichte langsam (!) konfus wird, rate ich dem geneigten Leser, seinen Kopf für einen guten Moment nach hinten zu neigen. Natürlich nicht ohne die, versorglich entkorkte, Flasche am Mund. Sonst wird er bald der einzige sein, der hier nüchtern ist. Denn Hanspeter hat sich, während Sie und ich die angetönten Schlucke genommen haben, vom restlichen Geld (der Fisch war wirklich nicht teuer) eine Flasche – verzeihen Sie das Klischee, aber es ist so – funkelnden Weines gekauft. Und natürlich ebenfalls in den leeren (das heisst schon benetzten) Magen davon eine gute Kostprobe genommen.

Jetzt wird übrigens überhaupt niemand mehr mitlesen. Gut so! Dann kann ich ungehemmt schreiben, was mir in den Magen (wie buchstäblich!) kommt. Wer aber jetzt wieder weiterliest, weil er meint, unter »ungehemmt« verstehe ich obszön, hat sich getäuscht. Im Augenblick habe ich kein Verlangen, obszön zu werden. (Aber, wer weiss, vielleicht auf der nächsten Seite?) Nein, aber wenn ich ungehemmt schreibe, kann ich euch zum Beispiel beschimpfen. Ihr seid allesamt Affen.

Gut, wird das Zeug nicht gedruckt. Wie sonst wollte der Drucker das Loch wiedergeben, das (nein, ich werde nicht obszön!) meine Zigarette eben ins Manuskript gebrannt hat?

Apropos brennen: Hanspeter hat vor fünf Minuten am Rande der Budenstadt, um den Fisch zu braten, ein Feuerchen (für die Romantiker: »Lager-Feuer«) entzündet.

Für die Pfadfinder: Mit einem einzigen Streichholz.

Für die Verliebten: Mit den glühenden Augen seiner Frau.

Für die Faulen: Mit einem von einem benachbarten Lagerfeuer hergeholten brennenden Scheit.

Für die ganz Faulen: Mit einem brennenden Scheit, das ein Halbwüchsiger, nachdem er den Holzstoss aufgeschichtet hat, für einen Schluck aus der ihm verbotenen Buddel von einem benachbarten Lagerfeuer herholt. (Sie bemerken den Ansatz zur Faulheit bei dem Halbwüchsigen!)

Für die Pyromanen: ... Nein, das ist zu obszön.

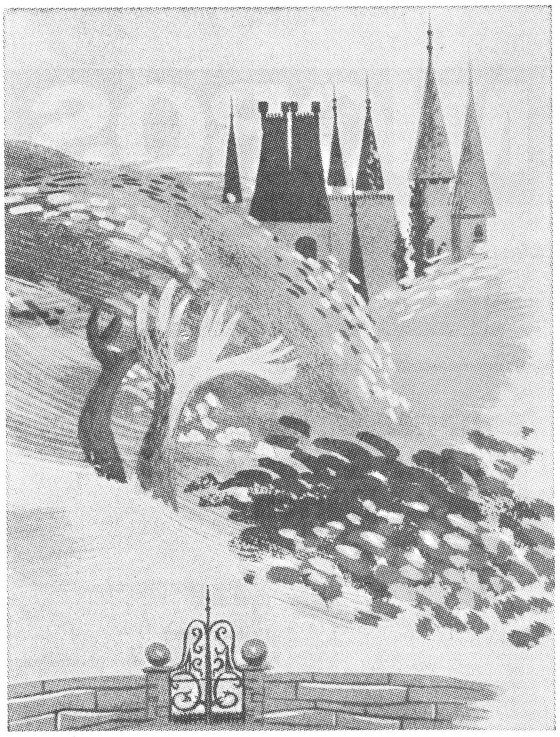
Für die Gesundheitsapostel: Kein Feuer. Hanspeter frisst den Fisch roh. Diese Variante schliesse ich aus, weil störend für den Fortgang der Geschichte. Und die Gesundheitsapostel sind auch Affen.

Während dieses Feueranzündens hat Claudia den Fisch ausgenommen. Der Ring aus dessen Bauch ist wirklich hübsch; die Hexe hat nicht zuviel versprochen. Platin, mit Diamanten besetzt. Er blitzt nun an Claudias Mittelfinger. Für den Ringfinger ist er, da von Männerhand stammend, zu gross. Wäre Polykrates eine Frau gewesen, hätte er den Ring nicht ins Wasser geworfen. Frauen inspizieren immer sorgfältig den Boden, bevor sie Ringe fortwerfen, damit ihn der auch bestimmt wieder auflesen kann, der ihn auflesen muss.

Ich könnte nun schreiben, der Ring habe zu seinem materiellen Wert noch wundertätige Kraft. Wenn sein Träger ihn einmal drehe, so erfülle er jeden Wunsch. Ich will nicht behaupten, dass das nicht der Fall sei. Aber Claudia und Hanspeter waren wunschlos glücklich und hatten nicht das Bedürfnis, das Kleinod rotieren zu lassen. Bleibt der materielle Wert des Ringes, der sich durch dessen Funkeln mehr als unvorsichtig kundtat. Einem üblen Strolch, der am in zwei der vorbeschriebenen Versionen erwähnten benachbarten Lagerfeuer hingelümmelt lag, stach er in die Augen. Während sich Hanspeter sorglos betrank, schlich sich dieser Ruchlose von hinten an, erschlug Claudia mit einem Campingbeil, hackte ihr den ringtragenden Finger weg, wickelte ihn in sein schmutzstarrendes Nastuch und steckte ihn in die Tasche. Das Beil legte er dem schlafenden Hanspeter in die Hand und entwich – auf immer unerkannt, denn als Hanspeter im Morgengrauen mit brummenden Kopf neben der rauchenden Asche erwachte, hatte er kaum Zeit, zu bemerken, dass Claudias hellrotes Kleid grosse dunkle Flecke aufwies, da klickten schon die Handschellen, und alle Beteuerungen seiner Unschuld, die er in seinem tiefen Schmerz hervorstiess, halfen ihm nichts, denn er war übelbeleumdet, weil er ohne Patent Handorgel gespielt hatte ...

Teufel auch! Das ist ein Schluss für Sadisten, der mich abscheulich dünkt! Was tun? Hier, auf meinem Tisch, steht glücklicherweise ein Rädchen. Ein kleines schwarzlackiertes Rad (für Philolo-

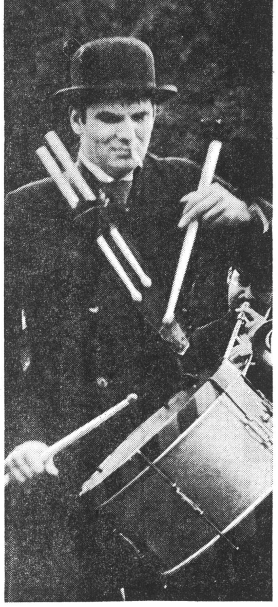
Fortsetzung Seite 19



»Nach den Flitterwochen werde ich euch gerne in mein Schloss einladen.«

Jörg K.

Wenn Sie schon lange keinen Lebenskünstler mehr getroffen haben, so trinken Sie Ihr Bier demnächst in einem der rauchigen Altmännerbeizchen zwischen Uni und Limmat. Möglicherweise treffen Sie Jörg Kaufmann. Eines kann ich Ihnen garantieren: Wenn Sie ihn treffen, werden Sie sich hinterher wundern, wie Sie jemals schlechter Laune sein konnten. Lebenskünstler Jörg – seine Frau ist Pariserin, sein Lieblingsgetränk Aronenschnaps – versteht sich aufs Geniessen.



Von seiner Studienzeit spricht er, als würde er Lausbubengeschichten zum besten geben: »Als ich mich am Poly für Physik und Mathematik immatrikulierte, träumte ich von faustischen Alchemistenbuden. Aber nach vier Semestern hatte ich den Kopf nur noch voller Differentialgleichungen. Da fand ich es an der Zeit, zur Philosophie zu wechseln. Ich studierte Literatur, Philosophie, Psychologie und Kunstgeschichte – doch nach weiteren vier Semestern liess es mein Selbständigkeitsdrang nicht mehr zu, länger an den Brustspitzen des Humanismus zu lutschen.« Jörg K. ist heute 27 und Redaktor bei der zweitgrössten Schweizer Tageszeitung. »Ich bin nun mal kein Schöngeist.« Im übrigen ist Lesen immer noch sein liebstes Hobby, neben dem Trommeln (er trommelt in Old-Time-Jazzbands und Guggenmusiken: pictura docet).

Die Frage nach seinen literarischen Lieblingen bereitet Jörg sichtlich Kopfzerbrechen. »Lieblinge habe ich viele, von Maupassant bis Kusenberg. Dafür gehen mir z. B. Thomas Mann und Oscar Wilde auf die Nerven: Mann, weil er kein Herz hat, Wilde, weil er mir zu schwul ist.«

Jörg Kaufmann gibt seinen Kurzgeschichten keine Titel. Als die literarische Zeitschrift »Fernen« einen Text von ihm veröffentlichte, setzte die Redaktion kurzerhand »Gesprächsdauer auf drei Minuten beschränkt« darüber. Der »Berner Student« übernahm den Beitrag, änderte aber den Titel in »Gesprächsdauer auf 15 Minuten beschränkt«. Nume nid gschpräng. *S. H.*

Wir zitieren aus dem »Wir Brückenbauer«:

Rechenschaftsbericht 1965 der Genossenschaft MIGROS Zürich

Genossenschaftliches

Mitgliederbewegung

Am 1. Januar 1965 zählte unsere Genossenschaft 216 023 Mitglieder. Im Laufe des Jahres erfolgten 11 628 Neueintritte. Anderseits reduzierte sich die Mitgliederzahl infolge Uebertritt in andere Genossenschaften, Abreise ins Ausland usw. um 5036.

Zahl der Genossenschafter am 31. 12. 1965 *222 615*

Genossenschaftsrat

Der Genossenschaftsrat der Migros Zürich umfasst 123 Mitglieder, wovon 55% Frauen.

In vier Sitzungen wurden unter anderem folgende Themen behandelt:

Abnahme der Jahresrechnung 1964

Kredit für Kulturelles und für die Klubs der Aeltern

Neuwahl der Verwaltung

Aufhebung des Frequenzausgleiches (Gratistag).

Urabstimmung

Mit der Vorlage der Jahresrechnung wurde den Genossenschaftern noch folgende Frage gestellt:

»Welche bei der Migros erhältlichen Artikel kaufen Sie nicht bei uns – und warum nicht?«

Aus 41 000 Antworten konnten recht interessante Hinweise für Produktion und Verkauf gewonnen werden.

SBMG

Schweizerischer Bund der Migros-Genossenschafterinnen.

Mitgliederzahl der Sektion Zürich *1608*. An 15 Veranstaltungen (Betriebsbesichtigungen, Vorträge und Ausflüge) wurde der gegenseitige Kontakt unter den Genossenschafterinnen gefördert.

Ein Basar in der Herdern brachte zugunsten der Bergbauernhilfe einen Reinertrag von *6000 Franken*.

Mit grossem Einsatz half der SBMG zum guten Gelingen der Aktionen »Bibliotheken für Bergdörfer«, »Ferien-Münz-Sammlung« und »Strickaktion für Bergbauernkinder«.

Treffpunkt Herdern

Die Betriebszentrale Herdern, teilweise schon seit dem Sommer 1964 bezogen, wurde am 19. Juni offiziell eingeweiht. Vor und nach diesem Datum strömten interessierte Besucher aus nah und fern in die Herdern. Einzelpersonen und Gruppen meldeten sich für Besichtigungen. In 330 Führungen mit 21 000 Personen gewährten wir Einblick in die Arbeitsräume. Mit Stolz erfüllen uns die positiven Aeusserungen der in- und ausländischen Fachleute.

Unser Festkalender:

13. April

Eröffnung des Dachparkplatzes. Frau Adele Duttweiler öffnet die symbolische Barriere und gibt die Auffahrt frei für Exradweltmeister Ferdi Kübler, der als erster die Spiralauffahrt befährt, eskortiert von Polizisten auf Motorrädern und gefolgt vom Wagentross der Angestellten.

19. Juni

Offizielle Einweihungsfeier mit Vertretern aus Behörde, Presse, Gewerbe, Industrie, Handel und mit den am Bau beteiligten Unternehmen. Ein schmukker Extrazug bringt 700 Gäste in den »Bahnhof Herdern«. Nach einem Rundgang durch die Betriebszentrale versammeln sich alle in den Wohlfahrtsräumen zu einem gut gelungenen Einweihungsfest.

25. August

Zum Geburtstag der Migros wird eine fröhliche Kinderparty veranstaltet. Die Ladehalle für Verkaufswagen wird für einen Tag zum Rummelplatz. 10 000 Kinder werden erwartet, es kommen aber 25 000!

Im August und Oktober

An verschiedenen Wochenenden propagieren wir den »Tag der offenen Tür«. Tausende strömen hierher und bewundern das Lagerhaus mit seinen modernen Einrichtungen. Allein an einem Tag werden 2500 Personen in der geräumigen Kantine verpflegt.

14. bis 24. Oktober

Für 10 Tage wird eine Blumenausstellung mit herbstlicher Flora, Heidegarten und Seerosenteich gezeigt. 50 000 Besucher werden gezählt!

Unser Personal

In der angespannten Arbeitsmarktlage beim Verkaufspersonal ist auch 1965 keine Lockerung eingetreten. In Personalschulungskursen mit dem Verkaufspersonal sowie in Erfahrungsaustausch-Gruppensitzungen mit den Filialleiterinnen und den Filialleitern wurde intensiv gearbeitet.

Die Migros hat schon seit Jahren auf arbeitssparende Produktions- und Dienstleistungsmethoden umgestellt. Wir sind heute durch den Bundesratsbeschluss über die Beschränkung und Herabsetzung des Personalbestandes in einen Engpass geraten, weil sich die Zulassungsquoten nicht nach den wirtschaftlichen Bedürfnissen der verschiedenen Branchen ausrichten. Den weiterhin angestiegenen Lebenshaltungskosten wurde durch Indexanpassungen und Reallohnverbesserung begegnet. Die Zusammenarbeit mit der Personalkommission sowie mit allen Arbeitnehmerorganisationen verlief in gutem Einvernehmen.

Unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Verkauf, im Betrieb und in der Verwaltung, welche durch ihren Fleiss und ihren guten Willen die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Abteilungen erfreulich gestaltet haben, danken wir herzlich.

Dienen – unsere höchste Aufgabe Verkaufswagen:

Von den ersten Januartagen an war es unser Bestreben, den Kunden im Jubiläumsjahr möglichst grosse Preisvorteile zu bieten. In fröhlichen Farben erinnerte das vielbeachtete Plakat mit dem Jubiläumspärchen täglich an das »2×20 Jahre jung«. Die verschiedenen »Jubi-Artikel« wurden dank der intensiven Werbung rasch bekannt und beliebt. Nach Aufhebung des Gratistages wurden ab August beträchtliche Mittel zur Verbilligung von lebensnotwendigen Artikeln, wie Früchte, Gemüse, Fleisch und Molkereiprodukte, eingesetzt. Damit haben wir unser Versprechen gegenüber den Genossenschaftern eingelöst.

Am 4. Februar bzw. 8. April haben wir die neuen Kombiläden Herdern und Urdorf eröffnet. Der ursprünglich in erster Linie für das Personal der Betriebszentrale gedachte Kombiladen Herdern wird durch die praktisch unbeschränkte Parkierungsmöglichkeit auch von einem weiteren Kundenkreis geschätzt. Ebenso der Laden für Spezialverkäufe im 1. Stock, die Do it yourself-Autowaschanlage und die Tankstelle. Speziell an Samstagen herrscht in der Herdern reger Betrieb.

In vier Camping-Centern zeigten wir erstmals unser grosses Angebot in Reise- und Touristenartikeln.

Ein Ereignis ganz anderer Art war die versuchsweise Einführung von Selbsttippkassen im Migros-Markt Wollishofen am 20. Oktober. Die Fachpresse im In- und Ausland sprach von einem gewagten Experiment, anerkannte aber den Mut unseres Unternehmens bei der Suche nach neuen Lösungen.

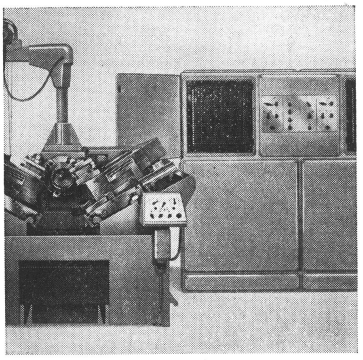
Verkaufsnetz

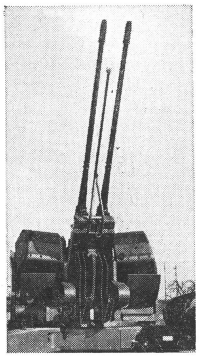
	Zürich	*übrige*	*total*
Migros-Märkte	7	4	11
Kombiläden	17	16	33
S-Läden	26	10	36
Bedienungsläden	2	–	2
Do it yourself-Läden	2	–	2
	54	30	84

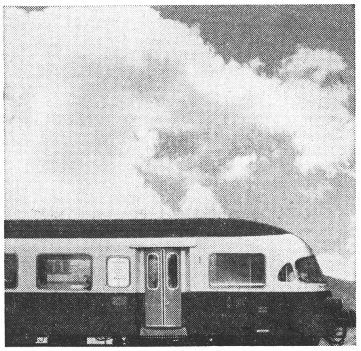
Verkaufswagen:

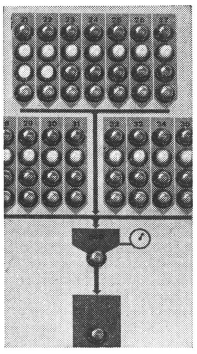
Anzahl Selbstbedienungswagen	48
Täglich zu befahrende Routen	36
Haltestellen in über 300 Ortschaften	1070

Umsatz:	Mio. Fr.	%
Migros-Märkte	133,7	34,3
Kombiläden	148,7	38,1
S-Läden	68,2	17,5
B-Läden	2,2	0,6
Verkaufswagen	32,5	8,4
Do it yourself	2,1	0,5
Diverses	2,4	0,6
	389,8	100,0
Umsatzzunahme		9,4%
Bilanzsumme in Millionen Franken (Vorjahr 159,914)		*171,264*









OERLIKON

Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Telefon 051/46 36 10

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Kommandopult zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

106

Fortsetzung von Seite 13

Ethik ohne Religion

gendes Dasein handelt, dass jede Erkenntnis Gottes dementsprechend eine Erkenntnis sui generis ist und auf der Tatsache beruht, dass er sich zu erkennen gibt, also auf seiner Offenbarung? Was aber die eigentlichen »Gottesbeweise« betrifft, sofern sie, vor allem in der katholischen Theologie, gewagt worden sind, handelt es sich natürlich nicht um Beweise im empirisch-rationalen Sinn – denn was wäre ein objektiv bewiesener Gott? Aber was sich aus ihnen mindestens gewinnen lässt – etwa bei Thomas von Aquin, der immerhin auch ein bisschen denken konnte! – das ist die schlechthinige Denkunmöglichkeit, der Unsinn des Atheismus, der diese Schöpfung aus einem Zufallschaos statt aus dem Logos erklären will.

Aber was hat es nun mit dem proklamierten »Ende des Theismus« für eine Bewandtnis? Ich will nicht verhehlen, dass sich Kreimer hier in schönster Uebereinstimmung mit einer angeblich modernen theologischen Schule (der extremen Bultmannschüler von Herbert Braun in Mainz bis zum ehrlichen, aber reichlich naiven anglikanischen Bischof Robinson) befindet. Wenn man uns nur bei diesen lautstarken Proklamationen doch endlich erklärte, was man unter dem Begriff »Theismus« im Auge hat! Denkt man nämlich, dass Vorstellungen von Gott als einem »mythischen Fabelwesen«, von einem persönlichen Gott als einem supranaturalen, dreidimensionalen Wesen, das mit den Kategorien unserer weltlichen Wirklichkeitserkenntnis erfasst und definiert und beschrieben werden könne, unhaltbar seien, so kann ich Kreimer meines lebhaften Einverständnisses versichern. Nur muss ich ihm dann sagen, dass dieses »Ende des Theismus« nicht mit dem modernen Weltbild, sondern schon mit der Bibel und dem eigentlichen Sinn ihrer Botschaft schlechthin gegeben ist: was die Bibel unter ihren Aussagen von Gottes Unsichtbarkeit, Allmacht, Allgegenwart und reiner Geistigkeit, was sie mit ihrem Verbot, sich von Gott ein Bild oder ein Gleichnis zu schaffen, versteht, ist nämlich genau dieses »Ende des Theismus« – bei allen »mythologischen Resten« und »anthropomorphen Einkleidungen« des biblischen Gottesverständnisses. Wenn aber diese These, die mit Recht das objektivierende Reden von Gott bekämpft, gemeint sein sollte, dass damit Gott zu einer blossen Chiffre für menschliche Bewusstseinsinhalte, für die »Tiefe des Daseins« oder für die »mitmenschliche Bezüglichkeit« oder für das »Woher meines Umgetriebenseins« (Herbert Braun) verblasst, so sollte sie allerdings so ehrlich sein – und auch darin gebe ich Kreimer vollauf recht –, sich als das auszugeben, was sie faktisch ist: als ein mit tiefsinnig scheinenden Worten verbrämter Atheismus (demgegenüber mir der offene, ehrliche Atheismus viel sympathischer erscheint) und nicht als legitime Neuinterpretation der christlichen Glaubensinhalte. Christlicher Glaube schliesst immer das Bekenntnis zu einem persönlichen Gott in sich, und selbstverständlich ist mit dieser Persönlichkeit niemals, wie man das immer wieder töricht unterschiebt, eine Begrenztheit im Sinne menschlicher Individualität gemeint, sondern die Erkenntnis, dass Gott in seinem Wesen Wille, Macht, Geist, Intelligenz und Wahrheit ist, und zwar eine, die alles andere umgreift. Freilich ist Gottes Wesen in unsern menschlichen Kategorien eher negativ zu erfassen. So sagt etwa Augustinus: »Nichts, was geschaffen ist, ist dem ähnlich, der es schuf. Gott ist unaussprechbar. Leichter sagen wir, was er nicht ist, als das, was er ist.« Aber diese Negationen sind nur Abgrenzungen gegen »theistische Missverständnisse« und bestreiten nicht, sondern bestätigen Gottesdasein. Ohne dieses Verständnis Gottes wird nach christlicher Einsicht jede Welterkenntnis, was immer sie an Präzision und Spezialität im Einzelnen gewinnen mag, dunkel und stumpf. Wenn aber heute als Rezept für die Ueberwindung des falschen objektivistischen Redens von Gott die Formel angeboten wird

An der Wiege des Christentums: Koptische Darstellung.

»Gott *ist* nicht, Gott *geschieht*« (Eduard Schweizer), so geht sie am Eigentlichen des christlichen Gottesbegriffes vorbei, indem sie durch die Anwendung der Kategorien »Sein-Werden-Geschehen« auf Gott diesen wieder in die Zeit-Räumlichkeit einbezieht, was uns doch seit Kant verwehrt sein sollte, und stellt also wieder eine Einengung Gottes dar. Gott aber, wo er in seiner Souveränität anerkannt wird, ist der »Ganz-Andere«, das hat Karl Barth mit Recht leidenschaftlich zu betonen nie aufgehört.

Zwei Dinge sind dabei zu konzedieren: erstens, dass jedes Lippenbekenntnis zu einem persönlichen Gott und jede bloss theoretische Gotteserkenntnis noch gar nichts bedeutet, wenn nicht die Existenz des Menschen davon erfasst wird, wenn davon nicht der Personkern des Menschen betroffen und verwandelt wird im Sinne des Vertrauens und des Gehorsams. Doch wie sollte ich vertrauen und gehorchen können einem Gott gegenüber, der gar nicht existiert? Und zweitens, dass dieses Bekenntnis zum persönlichen Gott, mit dem ich kraft des Geistes Gemeinschaft haben kann, immer wieder davon bedroht ist, durch menschliche Wunschvorstellungen getrübt (das ist das Wahrheitsmoment in Feuerbach) oder zu menschlichen Zwecken und Interessen missbraucht zu werden. Das deutet Kreimer, von seinem marxistischen Standpunkt aus, kritisch an, wenn er von den Leuten redet, »die allzuoft das Wort ‚Gott' im Munde führen, um uns ihre höchst menschlichen politischen Vorstellungen als ‚gottgewollte Ordnung' anzubieten«. Einverstanden, nur muss man dann mit derselben kritischen Schärfe durchschauen, dass sich nirgends eine schlimmere, tyrannischere Vergottung menschlicher politischer Ordnungen ereignet hat als im atheistischen Kommunismus und Nazismus. Gerade der rechtverstandene Glaube an Gott im biblischen Sinne ist die kritische Instanz gegen alle Verabsolutierung der Systeme und Ismen.

Damit ist auch über das Postulat einer »religionslosen Ethik«, einer Reduktion des Christentums auf Humanität, auf »Mitmenschlichkeit«, unter Abstreifung nicht nur seiner glaubensmässigen Vorstellungen, sondern auch seiner kirchlichen Praxis, entschieden. Auf das laufen ja Kreimers und, nach seinem Referat, auch van Burens Thesen hinaus. Natürlich kann man »frei leben ohne Religion«, wie Kreimer schon im Titel seines Aufsatzes formuliert und postuliert. Nur muss man sich dann nicht wundern, wie diese Freiheit sehr bald aussieht. Sie wird sicher nicht mehr das sein, was der christliche Glaube unter Freiheit versteht: die freie Entfaltung der menschlichen Kräfte in der Verantwortung vor Gott und im Dienste des Nächsten. Sondern sie wird früher oder später, bei allem ehrlichen Glauben und Eifer, die vermeintliche Essenz des Christentums zu bewahren, zur Freiheit der Bestie, in der homo homini lupus wird und auch jegliche Freiheit rasch erstickt wird. »Humanität ohne Divinität wird zwangsläufig zur Bestialität«: diese Pascalsche Erkenntnis ist unumstösslich. Das beweist die Theorie wie die Praxis. Denn Humanität gibt es nur in Verantwortung, Verantwortung gibt es nur im Glauben an Gott, die letztgültige personhafte Instanz, sonst wird der Gedanke an eine Verantwortung zur jederzeit kündbaren Nützlichkeitserwägung, an die ich nicht wirklich gebunden bin. Weiss ich mich in einer Welt, in der sich mir alles in Relativismen auflöst, nichts Objektiv-Gültiges mehr anerkannt wird und alles nur auf den Standpunkt ankommt, den ich just vertrete, nur vor menschlichen und zeitlichen Instanzen verantwortlich, nur an Positivismen gebunden, so bin ich letztlich durch kein noch so schön klingendes Ideal von Mitmenschlichkeit gebunden, so werde ich tatsächlich in einer schrecklichen Weise »frei leben ohne Religion« – in einer Freiheit, die jegliche Gemeinschaft und Kultur zuletzt zerstört. Das ist die zentrale Frage jeder Ethik, das ihr unauflöslicher Zusammenhang mit der Religion.

Dr. theol. Peter Vogelsanger
Pfarrer am Fraumünster

Vorschläge der Studenten für die Strickhof-Uni

Man möge doch um Himmels willen an den grossen Hörsälen genügend grosse Türen anbringen.

Wenn immer möglich sollten mehr Telephonkabinen den Gebäuden eingefügt werden.

Grössere Garderoben vor den grossen Hörsälen. *E. R.*

Ich bin gegen Uhren in den Hörsälen – beinahe jeder hat eine Armbanduhr, und Wanduhren lenken ab. *T. D.*

Ein Postamt auf dem Strickhof, wo man auch ein Postfach mieten kann.

Beim Eingang zu den Neubauten in der Halle abschliessbare, wenn auch schmale Garderobenkästen (aber mit Hängeschlössern oder Zahlenschlössern).

Warum dürfen die Studenten keine gepolsterten Sitzplätze haben, nachdem selbst die SBB in der zweiten Klasse die Sitze polstern? ***Anon.***

Eine altmodische »Beiz«, wo man mit den Professoren die Seminarien abhalten könnte. *G. F.*

Mehr Film- und Diavorführungen bei den Vorlesungen.

Die Wandelhallen in zukünftigen Instituten und Hörsaalgebäuden sollten akustisch behandelt sein, damit mehr Ruhe herrscht. Entsprechend auch dichte Türen.

Lieber weniger perfekte Gebäude, aber rasch. *Anon.*

Schliessfächer wie in den Bahnhöfen auch nachts zugänglich.

Mietbare Duschen im Keller.

Lesesaal bis 24.00 Uhr geöffnet.

Aussichtsterrasse, mietbare Liegestühle, Bänke mit Tischen im Freien.

Freizeitzentrum mit Tischtennis, Billard etc.

Tennisplätze, Schwimmbad. *M. G.*

Die Dissertation

Aufgabe am Schluss Ihres erfolgreichen Studiums, soll das Thema in klarer, übersichtlicher Form darstellen.

Vertrauen Sie die Druckarbeit einem Schweizer Fachmann mit mehr als 20 Jahren Erfahrung an. Er berät Sie über die präsentabelste und günstigste Lösung.

Bei Einsendung des nachfolgenden Coupons erhalten Sie sofort **unverbindlich** nähere Unterlagen und auf Wunsch einige Muster-Dissertationen.

Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____

Vorname: _____

Wohnort: _____

Kanton: _____

Strasse: _____

Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)

Fortsetzung von Seite 17

gen: $U = 2 \pi r$) in einem roten Blechgestell. Ich weiss, Sie haben sich's anders vorgestellt, grösser, pompöser, aber es ist's: das berühmte Rad der Zeit. Und ich kann's zurückdrehen, ich allein, der Trinker. Ihr Rechtschaffenen, ihr Tugendbolde, ihr Wanderprediger! Soll ich? Oder ... ich könnte es sogar vorwärts drehen und ein scheussliches Blutbad in der Budenstadt anrichten, ein Sodom samt Salzsäule. (Hanspeter steigt in die Unterwelt, becirct den Teufel mit der Handorgel, entführt die geschlachtete Geliebte, dreht sich auf dem Rückweg nach ihm um, worauf sie zur Salzsäule erstarrt o. ä.)

Aber ich tu's! Allerdings geht dann die Geschichte weiter, aber das nehmt ihr ja in Kauf, ihr Empfindsamen, nur um den schrecklichen Schluss zu vermeiden. Wer verspricht euch, dass sie nicht dennoch schaurig endet? Aber ihr hofft ja, das erhält euch am Leben und am Lesen. Recht so. Prost!

Also: ... Aber Claudia und Hanspeter waren wunschlos glücklich und hatten nicht das Bedürfnis, das Kleinod unnütz zu beanspruchen.

»Ist ja wohl seine zwei Mille wert, das Dingelchen«, wunderte sich Claudia. Hanspeter setzte die Flasche ab: »Pass nur auf, dass ihn dir nicht irgend ein Schweinekerl im Gedränge klaut. Könnte ja direkt einen verlocken, dir eins auf den Detz zu geben.« Claudia griff in die Tasche, zog ihre schwarzen Handschuhe über ihre Elfenbeinhände und den Ring. »Dinieren wir eben piekfein«, lachte sie. »Ganz meine Meinung«, grinste Hanspeter. »Wenn's sein muss, fresse ich sogar mit der Gabel.«

Damit die Handlung belebt wird, ist es jetzt an der Zeit, dass ein Vieh auftritt. Dachte zuerst an einen Affen. Aber solche sind schon vorgekommen. Hund auch, Katze auch. Papagei auch. Also: etwas anderes. Ein Igel?

Will euch von nun an aber nicht mehr hinter die Kulissen meiner Schreiberei schauen lassen. Das ist verderblich. Es heisst immer: »Hinter den Kulissen sind die wahren Zusammenhänge!« Schöne Redensarten. Hinter den Kulissen ist überhaupt nichts mehr, nicht einmal mehr die Illusion, die vorn auf der Bühne noch geboten wird. Nur noch schwitzende Bühnenarbeiter, Schauspieler, die sich ihrer Kleidung ganz ungemäss aufführen, fluchend unsinnig über Kulissenstützen stolpern. Nein, wenn schon, dann auf der Bühne leben. Wenn schon an beidem nichts dran ist: Vorn ist's wenigstens strahlend.

»Guten Abend« ! sagte der Igel bescheiden. Er war ganz unbemerkt ans Feuer getreten. »Mein Name ist Fuchs.« Hanspeter blieb eine Gräte im Hals stecken. Vor Erstaunen. Der Igel deutete sein Ringen nach Luft falsch. »Lachen Sie nicht. Alle lachen. Aber mein Name ist wirklich Fuchs. Hermann Friedrich Fuchs. Meine Mutter war eine Rotstachelige.«

»Aber wer lacht denn?« fragte Claudia und hieb Hanspeter auf den Rücken, so dass er die Gräte ausspie. »Sehr erfreut, Herr Fuchs. Nehmen Sie bitte Platz. Und nehmen Sie mit unserem Mahl vorlieb.«

»Es geht mir nicht um den Fisch«, erwiderte der Igel manierlich, »sondern um Ihren Ring«. (Der Igel hatte kein Beil dabei.) »Mit diesem Ring haben Sie, wie Sie vielleicht nicht wissen, drei Wünsche frei.« (Aha!) »Da Sie, wie ich vernommen habe, wunschlos glücklich sind, darf ich es wagen, eine Bitte vorzutragen, von der mein Glück abhängt: Geben Sie mir zwei Ihrer Wünsche!«

»Wenn's not tut alle drei!« erwiderte Claudia ohne Zögern.

»Das verlange ich nicht. Aber Sie machen mich zum glücklichsten Menschen, Sie werden mich entzaubern. Denn ich bin, wie's so geht, ein verwunschener Prinz.«

»Das ist ja wie im Märchen!« wunderte sich Claudia und warf eine abgenagte Schwanzflosse über ihre Schulter. »Aber dann müsste ich Sie ja heiraten. Und das kann ich nicht, denn ich liebe diesen da!«

Hanspeter, auf den sie zeigte, hustete, diesmal ohne Gräte im Hals, und schürte angelegentlich das Feuer.

»Nicht nötig!« strahlte der Igel mit allen Borsten. »Prinzessin ist vorhanden. Für die wäre der zweite Wunsch. Respektive der erste. Ladies first. Und wenn meine wunderhübsche Geliebte nicht entzaubert wird, macht's mir auch keine rechte Freude.«

»Die zwei Wünsche gehören Ihnen!« sprach Claudia.

»Sie werden es nicht bereuen!« entgegnete der Igel. »Ich mache mich jetzt auf den Weg, Sie begreifen meine freudige Hast. Sobald ich im Wald verschwunden bin, drehen Sie den Ring zweimal. Das ist alles.

Nach den Flitterwochen werde ich Euch gern in mein Schloss einladen. Ich schätze das Handorgelspiel über alles.«

Damit verreiste der Igel auf flinken Füsschen Richtung Wald. Dumpf dröhnten vom Kirchturm zwölf Schläge, und das Karussell war nurmehr wie durch Nebel zu hören.

»Es ist alles so unwirklich«, flüsterte Claudia und lehnte ihr Köpfchen an Hanspeters Schulter. »Ich bin so müde. Möchte schlafen. Nur noch schnell Herrn Fuchs erlösen.« Sie drehte den Ring. Ihre Augen waren schon geschlossen, als drei grüne Meteore in den Wald fielen. Der dumpfe Knall, der darauf folgte, weckte weder sie noch Hanspeter ...

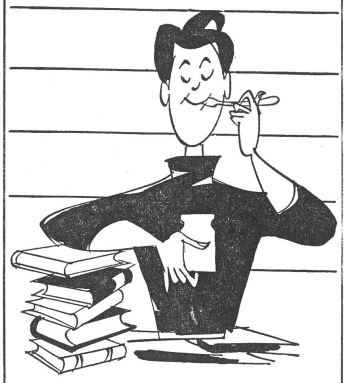
Erst im Morgengrauen erwachten die beiden und rieben sich die Augen: Wo früher der Wald gestanden hatte, erhob sich jetzt ein Hügel, den ein Schloss mit unzähligen Türmchen und Erkerchen krönte, gegen den Himmel, an dem die Sterne langsam verblassten.

Dunkel waren die Mauern, die Zinnen, die Fenster. Nur ganz oben, ganz aussen, im äussersten Erkerchen des höchsten Türmchens, brannte ein rotes Fensterchen.

»Es wird schon Tag«, lallte Claudia im Halbschlaf, »jetzt können wir erst recht schlafen.«

»Du hast ja noch einen Wunsch frei«, brummte Hanspeter und bettete seinen Kopf bequemer auf den Handorgelbalg. »Was wünschest du dir denn?«

Ja, meine geliebte Leserin, was kannst du dir noch wünschen ...?



Zwischen
zwei Vorlesungen
ein erfrischendes
VZM-Joghurt

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

Möbel

Miet-Möbel für kurze oder lange Dauer. Einzelstücke und ganze Einrichtungen.

Vermietung

Zeitgemässes Möbel-Programm für: Wohnungen, Büros, Ausstellungen, Parties, Empfänge, Kongresse usw.

Mobilus

Ausstellung: Tödistrasse 40-42
beim Hochhaus zur Palme
8002 Zürich Tel. 051-256005/06

Tages-Anzeiger

Ueberparteiliche
schweizerische
Tageszeitung

Eine Zeitung, für die Kultur keine Nebensache ist. Kultur kann man als Nebensache behandeln. So meinen viele. Kultur aber ist eine Spiegelung des Lebens genauso wie Politik. Deshalb wird Kultur im Tages-Anzeiger umfassend betrachtet und gewürdigt.
Das aktuelle Geschehen hat seinen Platz auf der täglichen Feuilletonseite: Musik, Theater, Literatur und Kunst. Die Mitarbeiter der Zeitung würdigen kritisch, aufgeschlossen, aufbauend.
Die Welt ist nicht nur Zürich. Korrespondenten berichten über die wichtigsten Ereignisse aus den Kulturzentren.
Im grossen Kulturteil der Wochenendausgabe TA7 werden geistesgeschichtliche und künstlerische Themen umfassender, eingehender behandelt.
Eine Zeitung, die mit der Zeit geht.

SIEGFRIED

Reinste Chemikalien
zur Analyse

Reagenzien

Komplexon® und
Präparate für Komplexometrie

SIEGFRIED Aktiengesellschaft
ZOFINGEN

**STUDENTEN-
BUCHHANDLUNG
E. WURZEL**

jetzt an der Mühlegasse 19
Telephon 32 14 80